

Wilkie Collins

Kurzgeschichten

Wilkie Collins

Wilkie Collins Kurzgeschichten

Edition Zulu-Ebooks.com

Die Ratten von Looe

Ungefähr eine Meile südlich der Stadt Looe erhebt sich draußen im Meer eine grün bewachsene Anhöhe, genannt Looe Island. Hier lief vor vielen Jahren ein Schiff auf Grund. Nicht nur die Matrosen wurden damals gerettet, sondern auch einige blinde Passagiere der Rattenspezies – wie, wo und wann sie an Bord gekommen waren, wußte niemand – und diese Ratten wurden durch ihre eigene tapfere Anstrengung vor dem Untergang bewahrt und weise nahmen sie für die Zukunft Quartier auf dem Festland von Looe Island. Wie die Zeit verging, vermehrten und verbreiteten sich diese Ratten im Gehorsam der Naturgesetze außerordentlich; und da sie in gewissen Grenzen von der See eingeschlossen waren, wurden sie bald ein gefährliches und handgreifliches Ärgernis. Es wurde die Zerstörung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse all der kleinen Flecken kultivierten Landes auf der Insel befürchtet - es schien fraglich, ob ein Mann, der sich dorthin wagte, nicht das Schicksal von Bischof Hatto teilen würde und von den Ratten verschlungen werden würde. Unter diesen dringlichen Umständen beschlossen die Leute von Looe, eine vereinte und kräftige Anstrengung zu unternehmen, um die ganze Kolonie der Eindringlinge auszurotten. Gewöhnliche Vernichtungsmaßnahmen waren bereits wirkungslos angestellt worden. Man sagte, daß die Ratten, die tot auf der Erde liegengelassen wurden, auf geheimnisvolle Weise noch schneller wieder auflebten, als sie aufgehoben und gehäutet werden oder in das Meer geschleudert werden konnten. Ratten, die hoffnungslos verwundet waren, krochen zurück in ihre Löcher, genesten, wuchsen und mehrten sich gedeihlicher denn je. Das große Problem war nicht, die Ratten zu töten, sondern sie so wirkungsvoll zu vernichten, daß die Wiederkehr nur einer einzigen von ihnen außer Frage gestellt wurde. Dies war das Problem und es wurde auf folgende Weise gelöst:

Alle verfügbaren Einwohner der Stadt wurden aufgerufen, an einer großen Jagd teilzunehmen. Die Ratten wurden mit jeder

erdenklichen List gefangen; und einmal ergriffen, wurden sie sofort grausam *in Zwiebeln gedämpft*; die Körper wurden dann ordentlich auf sauberen Porzellantellern ausgelegt und auf der Stelle von den Leuten aus Looe mit rachsüchtigem Appetit gegessen. Nie war eine Erfindung, Ratten zu vernichten, so vollständig und erfolgreich wie diese! Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, welche essen konnten, alle konnten auf die Vernichtung aller Ratten, die sie gegessen hatten, schwören. Die örtliche Rückkehr von toten Ratten wurde nicht durch die Sterbelisten, sondern durch die Speisekarten verhindert: sie entledigten sich eines Ärgernisses durch den noch nie dagewesenen Vorgang, das Ärgernis zu verschlingen! Tag um Tag verging und Ratten verschwanden zu Hunderten, um niemals zurückzukehren. Was konnte all ihre Standhaftigkeit und Schläue ihnen jetzt noch nützen? Sie hatten vorher und konnten noch jetzt den gewöhnlichen Mächten von Hunden, Frettchen, Fallen, Stöcken, Steinen und Gewehren, die gegen sie gerichtet waren, widerstehen; aber wenn zu diesen Attentatswerkzeugen als Hilfstruppen noch gedämpfte Zwiebeln, brühheiße Schmorpfannen, hungrige Mäuler, scharfe Zähne, gute Verdauungen und Magensäure hinzugefügt wurden, was konnten sie tun außer aufzugeben? Schnell und zuverlässig war die Vernichtung, die sie jetzt überwältigte – jeder, der ein Mittagessen wollte, hatte ein starkes, persönliches Interesse, sie bis zum letzten zu jagen. In kurzer Zeit war die Insel von Besatzern vollständig geräumt. Käse blieb wieder ganz: Getreide gedieh unbeschädigt. Und dies war die wahre Geschichte, wie die Leute von Looe mit der Rattenplage fertig wurden!

Eine kleine Fabel

Neulich geschah es, dass sich zwei Freunde - ein Anwalt und ein Mathematiker - in einem entlegenen Teil von London vor einer Buchhandlung trafen. Der Stand vor dem Geschäft zeigte eine Reihe von Romanen, die zum halben Preis angeboten wurden.

Nachdem die beiden Herren die gewöhnlichen Höflichkeiten ausgetauscht hatten und die notwendigen Fragen bezüglich ihrer

Frauen und Kinder gestellt hatten, fielen sie in eine augenblickliche Stille zurück. Als der Anwalt bei seinem Freund Anzeichen von geistiger Anstrengung bemerkte, fragte er ihn, an was er denke. Der Mathematiker antwortete: „Ich blickte gerade zurück auf die Folge von kleinen äußeren Umständen, die mich von dem Ausgangspunkt meiner Haustür bis zu diesem unerwarteten Treffen auf der Straße führten.“

Als er dies hörte, geschah es, dass auch der Anwalt seinerseits zurückblickte. Er entdeckte ebenfalls, dass ihn eine Folge von kleinen äußeren Umständen auf abwegigen Pfaden auf das Stückchen Gehsteig, auf dem er stand, befördert hatte. „Nun“, sagte er, „und was hältst Du davon?“

„Ich habe vierzig Jahre lang“, verkündete der Mathematiker, „ein ernsthaftes Leben geführt.“

„So wie ich“, sagte der Anwalt.

„Und eben habe ich entdeckt“, fuhr der andere fort, „dass ein Mann inmitten der Realität in unserem geheimnisvollen Leben auch ein Mann inmitten der Phantasie ist.“

Der Anwalt dachte ein wenig über diese Antwort nach. „Und auf was läuft Deine Entdeckung hinaus?“, fragte er.

„Nur darauf: ich war in der Schule; ich war auf der Uni; ich bin sechzig Jahre alt und meine Bildung ist nicht abgeschlossen. Guten Morgen.“

Sie trennten sich. Sobald ihm der Anwalt seinen Rücken zugekehrt hatte, lenkte der Mathematiker seine Schritte zurück in die Buchhandlung und kaufte einen Roman.

Der Anwalt sah sich in diesem Moment um. Etwas hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Er ging zurück zu seinem Freund. „Wenn Du mit dem Buch fertig bist“, sagte er „leihe es mir.“

Ein Salomonisches Urtheil.

Von N. N.

(Vermutlich: Wilkie Collins, 1824-89)

Aus dem Englischen (Dickens, Christmas-Stories, 1861) von Auguste
Scheibe.

Ich werde es als eine persönliche Gunst betrachten, begann der Erzähler, ein großer, starker, blonder, melancholisch aussehender und dürftig gekleideter Mann, der sich Heavysides nannte, seines Zeichens ein Zimmermann war und sich gebildeter ausdrückte, als man es nach seiner äußern Erscheinung erwartet hätte — ich werde es als eine persönliche Gunst betrachten, wenn Sie meine wunderliche Geschichte anhören und vor Allem so gut sein wollen, mich, mit Hülfe Ihrer Phantasie, als ein vor fünf Minuten geborenes Kind zu betrachten.

Ich glaube Sie bemerken zu hören, ich sei zu groß und schwer, als daß eine solche Vorstellung möglich wäre. Vielleicht haben Sie Recht, aber bitte, unterlassen Sie jede weitere Anspielung auf meine Größe und Schwere. Mein Gewicht ist das Unglück meines Lebens gewesen; es hat, wie Sie gleich hören werden, meine Stellung und meine Aussichten im Leben verdorben, ehe ich noch zwei Tage alt war.

Meine Geschichte beginnt vor einundreißig Jahren, Morgens elf Uhr mit dem großen Fehlgriffe meines Eintrittes in die Welt zur See, am Bord des Kauffartheschiffes „Adventure“, Capitän Gillop, fünfhundert Tonnen Last, gekupfert und mit einem praktischen Arzt am Bord.

Da ich mich Ihnen — wie eben geschieht — in dieser wichtigen Periode meines Lebens vorstelle, nämlich im Alter von fünf bis zehn Minuten, und da ich, um Sie nicht mit einer langen Erzählung zu belästigen, mich wieder verabschieden werde, ehe ich noch den ersten Zahn bekomme, so darf ich wohl ohne Weiteres eingestehen, daß meine Kenntniß der Vorgänge nur auf Hörensagen beruht. Dessenohngeachtet verdient mein Bericht vollen Glauben, denn er stützt sich auf die Aussagen Mr. Gillop's, Capitäns des Adventure (der mir seine Mittheilungen in einem Briefe machte), Mr. Jolly's, des praktischen Arztes an Bord des Adventure (welcher mir die Geschichte — ziemlich herzlos, wie ich glaube — in Form einer humoristischen Erzählung überlieferte), sowie auf die mündlichen Berichte von Mrs. Drabble, der damaligen Aufwärterin auf dem Adventure. Diese drei Personen waren in verschiedener Weise

Augenzeuge — ich darf wohl sagen verblüffte Augenzeugen — der Vorgänge, die ich zu berichten habe.

Der Adventure segelte zu der Zeit, von der ich spreche, von London nach Australien. Jedermann weiß, wie ich voraussetze, daß vor dreißig Jahren die Goldfelder noch nicht entdeckt waren und daß es damals noch keins der berühmten Klipperschiffe gab. Man beschäftigte sich zu jener Zeit in den neuen Colonieen hauptsächlich mit dem Bauen von Häusern, und in den innern Theilen des Landes mit der Schafzucht; in Folge dessen bestanden denn auch die Passagiere am Bord unseres Schiffes fast bis auf den letzten Mann aus Bauhandwerkern und Schafzüchtern.

Ein Schiff von fünfhundert Tonnen, das volle Ladung hat, gewährt seinen Passagieren keine übermäßigen Bequemlichkeiten. Nicht daß die den besseren Ständen angehörigen Passagiere der ersten Cajüte besondern Grund zur Klage gehabt hätten aber der Ueberfahrtspreis, welcher sich auf eine hübsche runde Summe belief, machte sie zu Ausnahmen. Es standen sogar zwei oder drei Schlafcabinen in diesem Theil des Schiffes leer, denn die Zahl der Reisenden dieser Classe belief sich nur auf vier. Ihre Namen und ihre Qualitäten waren folgende:

Mr. Sims, ein Mann von mittleren Jahren, welcher auf Bauspeculationen ausging; Mr. Purling, ein schwächtiger, junger Mann, den man seiner Gesundheit wegen eine lange Seereise empfohlen hatte, und Mr. und Mrs. Smallchild, ein junges Ehepaar, mit einem mäßigen Vermögen, welches Mr. Smallchild durch Schafzucht in ein großes zu verwandeln trachtete. Dieser letztere Herr war dem Capitän als besonders guter Gesellschafter empfohlen worden — aber die See schien diese Eigenschaft einigermaßen beeinträchtigt zu haben; denn wenn Mr. Smallchild nicht sterbenskrank war, beschäftigte er sich mit Essen und Trinken, und aß und trank er nicht, so schlief er. Er war sehr geduldig und guter Laune und verstand es, sich mit wundervoller Geschwindigkeit in seine Kojen zurückzuziehen, wenn ihn eine plötzliche Anwandlung des Uebels überfiel; — was aber seine gesellschaftlichen Talente betraf, so hörte ihn während der Ueberfahrt Niemand zehn Worte sprechen. Das war übrigens kein Wunder; denn der Mensch kann nicht sprechen, wenn ihm übel ist, er kann nicht sprechen, wenn er ißt oder trinkt, er kann es ebensowenig, wenn er schläft. Und daraus bestand Mr. Smallchild's Leben. Was Mrs. Smallchild betrifft, so

verließ sie ihre Cabine vom ersten bis zum letzten Tage der Ueberfahrt nicht — aber Sie werden gleich mehr von ihr hören.

Diese vier Cajütenpassagiere hatten es, wie schon bemerkt, ziemlich bequem. Aber die armen Menschen im Zwischendeck — am Bord des Adventure auch in den besten Zeiten ein erbärmlicher Platz — waren, Männer, Frauen und Kinder, zusammengepfercht wie Schafe in einer Hürde, nur mit dem Unterschiede, daß nicht so gute, frische Luft über sie dahinstrich. Es waren Handwerker und ländliche Arbeiter, denen es in der alten Welt nicht mehr gefiel, über deren Zahl und Namen ich aber nichts Genaueres weiß. Es kommt auch nichts darauf an, denn es war nur eine Familie darunter, welche besonders zu nennen ist. Die Familie Heavysides nämlich. Diese Familie bestand aus Simon Heavysides, einem geschickten, rechtschaffenen Zimmermann, Martha Heavysides, seiner Frau, und sieben kleinen Heavysides, ihrer unglücklichen Nachkommenschaft. Sie werden, wenn ich recht vermuthe, nun den Schluß ziehen, dies wären mein Vater, meine Mutter und meine Geschwister gewesen? Aber übereilen Sie sich nicht, lassen Sie sich, wenn ich bitten darf, Zeit, ehe Sie diesen Umstand als gewiß annehmen.

Ogleich ich mich selbst — streng genommen — nicht am Bord befand, als das Schiff London verließ, so hatte sich mein böses Geschick, wie ich fest überzeugt bin, auf dem Adventure eingeschifft, um mich zu erwarten, und demgemäß gestaltete sich die Reise. Das Wetter war niemals schlechter gewesen. Wir hatten Stürme aus allen Richtungen des Compasses, welche mit leichteren widrigen Winden oder vollkommener Windstille wechselten. Der Adventure war seit drei Monaten unterwegs, Capitän Gillop's Heiterkeit begann sich zu trüben, und ich überlasse es Ihnen, zu beurtheilen, ob die Nachricht, welche er am Morgen des einundneunzigsten Tages aus der ersten Cajüte empfing, dazu angethan war, seine Stimmung zu verbessern. Es war wieder einmal Windstille eingetreten, und das Schiff drehte seinen Bug hülflos nach allen Richtungen der Windrose, als Mr. Jolly — dessen herzloser Erzählung ich die Gespräche wörtlich entnehme — auf Deck erschien.

Ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die Sie in Verwunderung setzen wird, sagte er lächelnd und sich die Hände reibend zu dem Capitän.

Obgleich Mr. Jolly so wenig Theilnahme für mein persönliches Unglück an den Tag gelegt hat, kann ich doch nicht in Abrede stellen, daß seine Gemüthsart seinem Namen entsprach. Kein Wetter, und wäre es noch so schlecht gewesen, keine noch so große Anstrengung konnte ihn um seine Laune bringen.

Ich versichere Sie, daß mich nur Eins in Verwunderung setzen könnte. Die Nachricht, daß wir günstigen Wind bekommen sollten, brummte der Capitän.

Wind ist's gerade nicht, den wir in Aussicht haben, aber einen neuen Cajütenpassagier, entgegnete Mr. Jolly.

Der Capitän schaute auf die weite See hinaus, auf welcher kein Schiff, und ebensowenig ein Streifen des tausende von Meilen entfernten Landes sichtbar war, — dann drehte er sich kurz nach dem Arzte um, blickte ihm scharf in die Augen, wechselte plötzlich die Farbe und fragte dann, was er meine.

Ich meine, daß wir einen fünften Cajütenpassagier bekommen, wiederholte Mr. Jolly mit einem Lächeln, das sich von einem Ohre zum andern erstreckte; einen Passagier, der durch Mrs. Smallchild, wie ich denke, heute gegen Abend eingeführt werden wird. Größe: nicht der Rede werth, Geschlecht: zur Zeit noch unbekannt, Sitten und Manieren: wahrscheinlich himmelschreiend.

Sie meinen doch nicht —? fragte der Capitän zurückweichend und blässer und blässer werdend.

Ja, ich meine! entgegnete Mr. Jolly ernsthaft mit dem Kopfe nickend.

Dann will ich Ihnen was sagen, entgegnete Capitän Gillop, plötzlich in wilden Zorn ausbrechend, ich will Ihnen sagen, daß ich das nicht dulde! Das verd — Wetter hat mich schon aus Leib und Leben heraus geärgert — und ich dulde es nicht! Machen Sie die Sache rückgängig, Jolly, — sagen Sie ihr, dazu hätten wir am Bord meines Schiffes keinen Platz. Was fällt ihr ein, uns eine solche Ueberraschung zu bereiten! Scandalös, scandalös!

Nein, nein, betrachten Sie die Sache nicht in diesem Lichte, wendete Mr. Jolly ein. Es ist ihr erstes Kind, und so konnte die arme kleine Frau unmöglich wissen — — hat sie erst etwas mehr Erfahrung, so —

Wo ist ihr Mann? unterbrach ihn der Capitän mit drohenden Blicken. Ihrem Mann will ich jedenfalls meine Meinung sagen!

Mr. Jolly zog, ehe er antwortete, seine Uhr zu Rathe.

Halb zwölf, sagte er dann. Lassen Sie mich ein wenig nachdenken. Mr. Smallchild's gewöhnliche Zeit, seine „Rechnung mit der See zu machen.“ In einer Viertelstunde wird er damit fertig sein, und fünf Minuten später wird er in festem Schlafe liegen. Um Ein Uhr wird er ein tüchtiges Frühstück zu sich nehmen und dann abermals schlafen gehen; halb drei Uhr wird er eine neue Aussprache mit der See halten und so fort bis zum Abend. Mit Mr. Smallchild ist nichts zu machen, Capitän. Ein merkwürdiger Mensch — verschwendet Stoff und ersetzt ihn sofort wieder in der bewundernswürdigsten Weise. Wenn wir noch vier Wochen auf dem Wasser bleiben, bringen wir ihn, glaube ich, im Zustande völliger Schlafsucht in den Hafen. — Holla! Was wollen Sie?

Während der Doktor sprach, hatte sich der Steward dem Quarterdeck genähert. Und, Welch sonderbarer Zufall, auch dieser Mann zog, wie vorhin der Doctor, den Mund lachend von einem Ohr zum andern.

Sie werden im Zwischendeck verlangt, Sir, sagte er zu Mr. Jolly. Eine Frau, Namens Heavysides, befindet sich unwohl.

Unsinn! rief Mr. Jolly. Ha, ha, ha! Sie meinen doch nicht etwa —?

Ja, Sir, 's ist nicht anders, entgegnete der Steward mit aller Bestimmtheit.

Capitän Gillop blickte in stummer Verzweiflung um sich. Zum ersten Male seit zwanzig Jahren verlor er seine Seebeine; er taumelte zurück bis an das Bollwerk des Schiffes, schlug mit der Faust darauf, fand in dem Moment aber auch die Fähigkeit wieder, sich auszusprechen.

Das Schiff ist behext! schrie er wüthend. Halt! rief er, seine Fassung ein wenig wieder gewinnend, als der Doctor sich eilig entfernen wollte, um sich nach dem Zwischendeck zu begeben. Halt! Wenn dem so ist, Jolly, so schicken Sie mir ihren Mann hieher. Donnerwetter, Einem von ihnen will ich's wenigstens eintränken. Dabei drohte er wüthend mit der Faust in die leere Luft.

Zehn Minuten vergingen; dann kam stolpernd und auf dem rollenden Schiff herüber und hinüber schwankend ein langer, hagerer, melancholisch aussehender, blonder Mann mit römischer Nase, wasserblauen Augen und

zahlreichen Sommersprossen im Gesicht daher. Es war Simon Heavysides, der intelligente Zimmermann, welcher seine Frau und sieben kleine Kinder an Bord hatte.

Er ist also der Mann, Er? rief der Capitän.

Das Schiff rollte gewaltig, und Simon Heavysides taumelte so plötzlich nach der andern Seite des Decks, als ob er lieber gleich über Bord in die See ginge, als daß er die Frage des Capitäns beantwortete.

Er ist also der Mann — Er? wiederholte der Capitän ihm folgend, ihn beim Kragen packend und ihn gegen das Bollwerk drückend. Seine Frau ist es also? Er infamer Hundsfott! Wie kann Er sich unterstehen, mein Schiff zu einer Wochenstube zu machen? Er hat einen Act der Meuterei begangen, oder doch etwas ganz Aehnliches. Ich habe Leute für weniger als das in Eisen legen lassen und hätte die größte Lust, es mit Ihm zu thun! Den Kopf in die Höhe, Er frecher Schlingel! Wie kann Er sich herausnehmen, Passagiere an Bord meines Schiffes einzuschmuggeln, über die ich keinen Contract mit Ihm abgeschlossen habe? Was kann Er zu seiner Vertheidigung sagen, ehe ich Ihm die Eisen anlegen lasse?

Nichts, Sir, entgegnete Simon Heavysides mit der demüthigsten Resignation in Blick und Ton. Was aber die Strafe anbetrifft, von der Sie eben sprechen, Sir, fügte er hinzu, so möchte ich nur bemerken, daß — da ich bereits sieben Kinder mehr habe, als ich zu versorgen weiß, und jetzt, um das Uebel ärger zu machen, noch ein achttes dazu kommt — daß mein Gemüth, mit Verlaub zu sagen, schon in Ketten und Banden liegt, und ich nicht weiß, ob es einen großen Unterschied machen wird, wenn Sie auch meinen Körper noch in Eisen legen.

Der Capitän ließ unwillkürlich den Kragen des Zimmermanns los. Die demüthige Verzweiflung desselben entwaffnete ihn gegen seinen Willen.

Warum gingen Sie zur See, warum haben Sie nicht gewartet, bis die Sache vorüber war? fragte er, so strenger konnte.

Was hätte das nützen sollen, Sir? entgegnete Simon. Bei Unserem ist so etwas ja kaum vorüber, so geht es von Neuem an. Ich sehe kein Ende in der Sache, fügte der unglückliche Zimmermann hinzu, nachdem er einen Moment demüthig und nachdenklich dagestanden hatte, kein Ende als das Grab!

Wer spricht hier vom Grabe? rief Mr. Jolly, der in diesem Augenblicke herbeikam. Wir haben es jetzt am Bord des Schiffes nicht mit Leuten zu thun, welche die Welt verlassen, sondern mit solchen, die zur Welt kommen. Capitän Gillop, diese Frau, Martha Heavysides, kann in ihrer gegenwärtigen Lage nicht in dem überfüllten Zwischendeck bleiben. Sie muß in eine der leeren Cabinen gebracht werden — und das je eher je besser.

Der Capitän fing wieder an, wild um sich zu blicken. Ein Zwischendeck-Passagier in einer seiner Staatscabinen! Das war eine Abweichung von der Regel, die alle Disciplin umzustürzen drohte! Noch einmal sah er den Zimmermann an, als ob er ihm im Geiste das Maß zu einer Garnitur Hand- und Fußseisen nehmen wollte.

Es thut mir leid, Sir, bemerkte Simon Heavysides höflich — es thut mir sehr leid, wenn ein Versehen von mir oder meiner Frau —

Schaffe Er mir Sein langes Gerippe aus den Augen und halte Er Sein Maul! donnerte der Capitän. Wenn wir Einen brauchen, der solche Dinge mit der Zunge abmacht, werden wir wieder nach Ihm schicken! — Geben Sie Ihre Befehle, Jolly, fuhr er resignirter fort, als Simon davon stolperte, und machen Sie das Schiff zur Kinderstube, sobald Sie wollen.

Fünf Minuten später — so eilig hatte es Mr. Jolly — erschien Martha Heavysides in Decken gehüllt und von drei Männern getragen, in horizontaler Lage auf Deck. Als die interessante Prozeßion an dem Capitän vorüberkam, prallte er mit allen Zeichen des Schreckens zur Seite, als ob nicht eine englische Frau und Mutter, sondern ein wilder Bulle an ihm vorbeigeführt würde.

Die Schlafkojen lagen zu beiden Seiten der Haupt-Cajüte; nach dem Bugspriet hin gesehen befand sich die, welche Mrs. Smallchild inne hatte, zur rechten Seite, ihr gegenüber, quartierte der Doctor Mrs. Heavysides ein. Dann wurde die Haupt-Cajüte durch ein ausgespanntes Stück Segeltuch in zwei Theile geschieden.

Der kleinere und vordere der auf diese Weise gebildeten Räume, welcher der auf Deck führenden Treppe zunächst lag, wurde dem Publikum zur freien Benutzung überlassen. Der größere war dem Doctor und seinen Mysterien geweiht. Als dann noch ein alter Waschkorb geleert, gereinigt,

gut mit wollenen Decken ausgefüttert und auf diese Weise in eine Wiege umgewandelt war, als man dann diese Wiege in die innere Cajüte gebracht und so zwischen den beiden Schlafkojen aufgestellt hatte, daß sie zur Hand war, sobald man ihrer bedurfte, hatte Mr. Jolly seine äußeren und sichtbaren Vorbereitungen beendet. Die männlichen Passagiere hatten sich sämtlich auf das Deck geflüchtet, und der Doctor und die Aufwärterin wurden in ungestörtem Besitz der untern Räume gelassen.

Während der ersten Nachmittagsstunden schlug das Wetter zum Bessern um. Der Wind fing endlich an aus der richtigen Ecke zu wehen, und der Adventure schoß schlank und munter vor ihm her. Capitän Gillop, der sich zu der kleinen Gruppe der männlichen Passagiere auf dem Quarterdeck gesellt, hatte seine beste Laune wieder gefunden und forderte die Herren auf, seinem Beispiele zu folgen und, wie er jeden Nachmittag zu thun pflegte, eine Cigarre zu rauchen.

Wenn dies gute Wetter anhält, werden wir nicht mehr viele Mahlzeiten mit einander einnehmen und können unsere beiden kleinen Extra-Cajüten-Passagiere binnen acht Tagen auf dem festen Lande taufen, falls ihre Mütter damit einverstanden sind, sagte er. Sie sorgen sich doch nicht um Ihre liebe Frau, Sir?

Mr. Smallchild, an den diese Frage gerichtet war, hatte in manchen Punkten eine gewisse Aehnlichkeit mit Simon Heavysides. Er war zwar weder so groß, noch so mager wie Jener, aber er hatte ebenfalls eine römische Nase, blondes Haar und wasserblaue Augen. Mit Rücksicht auf seine Gewohnheiten zur See hatte er sich möglichst nahe an das Bollwerk auf einen Haufen alter Segel und Kissen gesetzt, so daß er seinen Kopf, wenn die Nothwendigkeit es erheischte, leicht darüber hinausbeugen konnte. Essen und Trinken, durch welches er seinen „Verlust an Stoff“ zu ersetzen suchte, sobald er der See seinen Tribut gezollt, lag ihm nahe zur Hand.

Es war etwas nach drei Uhr, und das Schnarchen, mit welchem Mr. Smallchild des Capitäns Frage beantwortete, bezeugte, daß er die Zeit des Tages, in welcher er sich durch Schlafen erholte, mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks inne hielt.

Welch ein gefühlloser Klotz dieser Mensch ist! sagte Mr. Sims, der mittelalterliche Passagier, indem er Mr. Smallchild einen verächtlichen Blick über das Verdeck hinüber zuwarf.

Wenn die See Ihnen so mitspielte, wie ihm, so würden Sie genau so gefühllos sein, entgegnete Mr. Purling.

Mr. Purling, ein Mann von Gefühl, widersprach Mr. Sims, der ein Geschäftsmann war, während der ganzen Reise bei jeder denkbaren Gelegenheit. Ehe sie aber diesmal ihren Disput über Mr. Smallchild fortsetzen konnten, wurden sie durch den Doctor unterbrochen, der aus der Cajüte heraufkam.

Irgend eine Neuigkeit von da unten, Mr. Jolly? fragte der Capitän besorgt.

Keine, entgegnete der Doctor. Ich komme, um den müßigen Nachmittag mit Ihnen zu verplaudern.

In der That verplauderte Mr. Jolly genau eine halbe Stunde. Nach Ablauf dieser Frist erschien Mrs. Drabble, die Aufwärterin, mit geheimnißvoller Miene und flüsterte dem Doctor in aufgeregter Weise zu: Bitte, kommen Sie gleich herunter, Sir.

Welche ist es? fragte Mr. Jolly.

Alle Beide, entgegnete Mrs. Drabble bedeutungsvoll.

Der Doctor machte ein ernstes Gesicht, die Aufwärterin sah ängstlich aus, und Beide verschwanden sofort.

Ich glaube, meine Herrn, sagte Capitän Gillop, indem er sich zu Mr. Purling, Mr. Sims und dem ersten Steuermann wendete, der eben zu der Gruppe getreten war, — ich glaube es wäre bei der Wendung, welche die Sache genommen hat, sehr zweckmäßig und passend, Mr. Smallchild zu wecken. Auch müßten wir, meiner Meinung nach, unter diesen Umständen dem andern Ehemanne die Aufmerksamkeit erweisen, ihn zu unterrichten und herbeizurufen. Lassen Sie es Mr. Heavysides hinunter sagen, Williams. — Mr. Smallchild, Sir, wachen Sie auf! Ihre Frau ...! Ich will mich hängen lassen, wenn ich weiß, wie ich es ihm beibringen soll!

Ja, ich danke Ihnen, entgegnete Mr. Smallchild, indem er schläfrig die Augen öffnete. Zwieback und kalter Speck, wie gewöhnlich. Nein, ich bin

nicht hungrig. Ich danke Ihnen. Guten Abend! Damit schloß Mr. Smallchild die Augen wieder.

Ehe Capitän Gillop im Stande war, einen neuen Plan zur Ermunterung seines schlafsüchtigen Passagiers zu machen, näherte sich Simon Heavysides dem Quarterdeck.

Ich habe vorhin ein bischen scharf mit Ihnen gesprochen, Mann, sagte der Capitän. Ich war ärgerlich über das, was am Bord des Schiffes vorgeht. Aber ich werde es wieder gut machen, haben Sie keine Sorge. Ihre Frau befindet sich hier unten in einem Zustande, den man einen — interessanten nennt, und es ist in der Ordnung, daß Sie sich in der Nähe aufhalten. Ich betrachte Sie daher als Zwischendeck-Passagier in schwieriger Lage und gebe Ihnen die Erlaubniß, hier bei uns zu bleiben, bis Alles vorüber ist.

Sie sind sehr gütig, Sir, entgegnete Simon, und ich bin Ihnen und diesen Herrn auch sehr dankbar. Aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß ich noch sieben Kinder im Zwischendeck habe, und daß Niemand da ist, der sich um sie kümmert, als ich. Meine Frau ist schon früher sieben Mal ungewöhnlich gut durchgekommen und ich zweifele nicht, daß auch das achte Mal Alles gut geht. Dabei wird es ihr aber eine Beruhigung sein, Herr Capitän, wenn sie weiß, daß ich aus dem Wege bin und mich um die Kinder kümmere — und deßhalb möchte ich mich Ihnen gehorsamst empfehlen, meine Herren! Mit diesen Worten machte Simon seine Verbeugung und kehrte zu seiner Familie zurück.

Nun, die beiden Ehemänner nehmen die Sache jedenfalls kaltblütig genug! sagte der Capitän. Der eine ist allerdings daran gewöhnt und der andere —

Hier wurde der Sprecher durch das Zuschlagen der Cajüenthür unten und darauf folgende eilige Fußtritte unterbrochen. Alle horchten in Stille und Aufmerksamkeit.

Lassen Sie das Schiff möglichst ruhig gehen, Williams! sagte Capitän Gillop zu dem Manne am Steuerrad. Meiner Ansicht nach ist es bei der Wendung, welche die Sache jetzt nimmt, am besten, wenn das Schiff so wenig stampft, als möglich.

So wurde der Nachmittag zum Abend, der Abend zur Nacht. Mr. Smallchild erfüllte den täglichen Kreislauf seiner Existenz auf dem Wasser so pünktlich wie gewöhnlich. Er kam zum momentanen Bewußtsein der Lage, in welcher Mrs. Smallchild sich befand, während er seinen Zwieback und kalten Speck aß, verlor dies Bewußtsein wieder, als der Moment nahte, um seine Rechnung mit der See abzuschließen, fand es abermals in der Zwischenzeit, ehe er einschlief, verlor es selbstverständlich, sobald seine Augen sich geschlossen hatten, und sofort durch den Abend und den ersten Theil der Nacht.

Simon Heavysides erhielt auf Veranstaltung des Capitäns von Zeit zu Zeit Nachricht und die Aufforderung: unbesorgt zu sein. Er dagegen ließ sagen: er sei unbesorgt und die Kinder verhielten sich ruhig, aber er näherte sich dem Quarterdeck nie in eigener Person. Mr. Jolly zeigte sich dann und wann einen Augenblick, sagte: Alles in Ordnung — nichts Neues! nahm eine kleine Erfrischung und verschwand darauf heiter und freundlich wie immer.

Der günstige Wind hielt an. Des Capitäns Laune blieb vortrefflich, der Mann am Steuer hielt das Schiff voll zarter Rücksicht so viel als möglich in ruhigem Gange. Es wurde zehn Uhr, der Mond ging auf und schien mit köstlicher Klarheit: der Abend-Grog wurde auf das Quarterdeck gebracht; der Capitän M. M. schenkte den Passagieren das Vergnügen seiner Gesellschaft, und noch immer passirte nichts. Noch zwanzig Minuten der Erwartung vergingen langsam, eine nach der andern — endlich wurde Mr. Jolly auf der Cajütentreppe sichtbar.

Zum großen Erstaunen der Passagiere auf dem Quarterdeck hielt der Doctor Mrs. Drabble, die Aufwärterin, fest am Arme und setzte sie ohne von dem Capitän und den übrigen Herren die geringste Notiz zu nehmen, auf den nächsten Sitz, der ihm zur Hand war. Dabei zeigte sein vom Monde beleuchtetes Gesicht den erstaunten Zuschauern den Ausdruck der äußersten Bestürzung.

Fassen Sie sich, Mrs. Drabble, sagte der Doctor im Tone unverkennbarer Unruhe. Bleiben Sie still, und lassen Sie die Luft über sich hinwehen. Kommen Sie zu sich — ums Himmels willen, beste Frau, kommen Sie zu sich!

Mrs. Drabble gab keine Antwort. Sie schlug ihre flachen Hände auf die Knie und starrte wie unter dem Eindrucke eines panischen Schreckens vor sich hin.

Was ist denn los? fragte der Capitän, sein Glas Grog erschreckt bei Seite setzend. Ist einer der beiden unglücklichen Frauen etwas geschehen?

Nicht das Geringste, entgegnete der Doktor. Beide befinden sich ausgezeichnet.

So ist mit den Kindern etwas passiert? fuhr der Capitän fort. Sind es etwa mehr, als Sie gedacht haben, Jolly? Zwillinge vielleicht?

Nein, nein! erwiderte Mr. Jolly ungeduldig. Jede Partei ein Kind, beides Knaben, beide wohlgebildet und gesund. Urtheilen Sie selber, fügte er hinzu, als in diesem Moment die beiden neuen Cajütenpassagiere zum ersten Male anfangen, ihre Lungen zu probieren, und sie ihrer Bestimmung und Aufgabe in der befriedigendsten Weise entsprechend fanden.

Nun was zum Teufel ist dann mit Ihnen und Mrs. Drabble? rief der Capitän, welcher bereits wieder anfing ärgerlich zu werden.

Mrs. Drabble und ich, wir sind zwei unschuldige Menschen, die sich in der schauerhaftesten Klemme befinden! lautete Mr. Jolly's seltsame Antwort.

Der Capitän sowie Purling und Sims näherten sich dem Doctor mit entsetzten Blicken. Selbst der Mann am Steuer beugte sich, soweit er konnte, nach vorn, um zu hören, was da kommen sollte. Der einzige Mensch, welcher kein Interesse verrieth, war Mr. Smallchild, denn für ihn war wieder einmal die Zeit des Schlafens gekommen, und er schnarchte friedlich, während Zwieback und Speck in erreichbarer Nähe lagen.

Erzählen Sie uns das Schlimmste ohne Umschweife, Jolly, sagte der Capitän ungeduldig.

Der Doctor beeilte sich nicht, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Seine ganze Aufmerksamkeit war vielmehr durch Mrs. Drabble in Anspruch genommen. Befinden Sie sich jetzt besser, gute Frau? fragte er besorgt.

In meinen Kopfe nicht! entgegnete Mrs. Drabble, indem sie abermals die Hände auf die Kniee fallen ließ. Eher schlimmer, als besser!

Hören Sie mich an, sagte Mr. Jolly in beschwichtigendem Tone. Ich werde Ihnen die ganze Sache nochmal in einigen einfachen Fragen vorlegen. Wenn Sie mich aufmerksam anhören, so werden Sie sich dabei Alles wieder ins Gedächtniß rufen, und dann nehmen Sie sich nur Zeit nachzudenken und sammeln Sie sich, ehe Sie antworten.

Mrs. Drabble beugte ihr Haupt in stiller Unterwerfung und lauschte. Jedermann auf Deck, mit Ausnahme Mr. Smallchild's, lauschte.

Nun also, beste Frau, Sie erinnern sich, daß die Verwirrung ihren Anfang in Mrs. Heavysides' Cabine nahm, welche auf der Steuerbordseite des Schiffes liegt?

So ist es, Sir, entgegnete Mrs. Drabble.

Gut. Wir gingen unzählige Male zwischen Mrs. Heavysides, d. h. der Steuerbord-Cabine, und Mrs. Smallchild, d. h. der Backbord-Cabine, hin und her und fanden endlich, daß Mrs. Heavysides, die einen Vorsprung gewonnen hatte, denselben auch behauptete. Als ich Ihnen zurief: Mrs. Drabble, hier ist ein derber Junge, kommen Sie und nehmen Sie ihn in Empfang! befand ich mich in der Steuerbord-Cabine, nicht wahr?

Steuerbord-Cabine, Sir, das kann ich beschwören, sagte Mrs. Drabble.

Gut, fahren wir fort. Hier ist ein derber Junge, sagte ich also, nehmen Sie ihn und legen Sie ihn in die Wiege. Und Sie nahmen ihn und legten ihn in die Wiege. Nun weiter: wo stand die Wiege?

In der Hauptcajüte, Sir, erwiderte Mrs. Drabble.

Richtig! Sie stand in der Hauptcajüte, weil wir in keiner der Schlafcabinen Raum dafür hatten. Sie legten das Steuerbord-Kind, mit andern Worten: das Kind der Heavysides, in die Wäschkorb-Wiege in der Hauptcajüte. Gut! weiter: wie stand die Wiege?

Quer durch das Schiff, Sir, sagte Mrs. Drabble.

Quer durch das Schiff; das heißt mit einer Langseite nach dem Stern und mit der andern Langseite nach dem Bug des Schiffes. Halten Sie das vorläufig fest — und nun folgen Sie mir ein wenig weiter. Nein, nein, sagen Sie nicht, daß Sie das nicht können und daß Ihnen der Kopf wirbelt. Meine nächste Frage wird Sie vollständig klar machen. Gehen wir also im Geiste um eine halbe Stunde weiter, Mrs. Drabble. Nach Ablauf einer

halben Stunde hörten Sie meine Stimme wieder — ich rief: Mrs. Drabble, hier ist ein zweiter derber Junge, kommen Sie und nehmen Sie ihn in Empfang. Und Sie kamen nach der Backbord-Cabine und nahmen ihn in Empfang, nicht wahr?

Backbord-Cabine, Sir, ich bestreite es nicht, entgegnete Mrs. Drabble.

Immer besser! Ich sagte also: hier ist ein zweiter derber Junge, nehmen Sie ihn und legen Sie ihn in die Wiege neben Nummer Eins. Und Sie nahmen das Backbord-Kind, das heißt das der Smallchild's, und legten es zu dem Steuerbord-Kinde, das heißt zu dem der Heavysides' in die Wiege. — Und was geschah nun, nachdem Sie das gethan hatten?

Fragen Sie mich nicht, Sir! rief Mrs. Drabble, ihre ganze Selbstbeherrschung verlierens und verzweifelnd die Hände ringend.

Ruhig, gute Frau; ich werde Ihnen Alles so klar und deutlich darlegen, als ob Sie es gedruckt vor sich sähen. Bleiben Sie nur sitzen und hören Sie mich an. Gerade als Sie das Kind aus der Backbord -Cabine in die Wiege gelegt hatten, schickte ich Sie nach der Steuerbordseite, das heißt in Mrs. Heavysides' Cabine, um etwas zu holen, was ich in der Backbord-, das heißt in Mrs. Smallchild's Cabine brauchte. Ich behielt Sie dort eine kleine Weile bei mir, ließ Sie dann allein, ging in Mrs. Heavysides' Cabine und rief Sie dann, um mir etwas, was ich brauchte, aus der Smallchild'schen Cabine zu bringen. Aber ehe Sie noch den halben Weg durch die Hauptcajüte zurückgelegt hatten, rief ich Ihnen zu: Nein, bleiben Sie, wo Sie sind, Mrs. Drabble, ich komme zu Ihnen hinüber. Unmittelbar nachher wurden Sie durch Mrs. Smallchild alarmirt und kamen auf Ihren eigenen Antrieb zu mir herüber. Ich aber hielt Sie in der Mitte der Hauptcajüte auf und sagte: Mrs. Drabble, Sie verlieren den Kopf, setzen Sie sich nieder und sammeln Sie Ihre confusen Gedanken. Und Sie setzten sich nieder und versuchten es, sie zu sammeln —

Aber ich konnte es nicht, schob Mrs. Drabble in Parenthese ein. O mein Kopf, mein Kopf!

Sie versuchten es, Ihre Gedanken zu sammeln, und konnten es nicht, fuhr der Doctor unbeirrt fort. Die Folge davon war, daß ich, als ich aus der Smallchild'schen Cabine kam, um nach Ihnen zu sehen, Sie vor der Waschkorb-Wiege fand, die Sie auf den Tisch gesetzt hatten. Mit offenem

Munde und mit beiden Händen in den Haaren starrten Sie auf die darin liegenden Kinder. Als ich fragte: Es ist doch keinem der beiden Burschen etwas geschehen, Mrs. Drabble? packten Sie mich beim Kragen und flüsterten mir ins rechte Ohr die Worte: Gott steh' uns bei, Mr. Jolly, ich kann die beiden Kinder nicht mehr unterscheiden und, weiß nicht, welches das Eine und welches das Andere ist.

Und ich weiß es noch nicht! rief Mrs. Drabble, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend. O mein Kopf, mein Kopf! Ich weiß es noch nicht!

Capitän Gillop und Gentlemen, sagte Mr. Jolly, indem er sich rundum drehte und die Zuhörerschaft mit dem Ausdrücke rathloser Verzweiflung ansah, das ist die Klemme, in der wir uns befinden, und wenn Sie je von einer schlimmeren gehört haben, so bitte ich Sie, dieses unglückliche Weib zu beruhigen, indem Sie es sagen.

Capitän Gillop sah Mr. Purling und Mr. Sims an. Mr. Purling und Mr. Sims sahen Capitän Gillop an. Alle Drei waren wie vom Donner gerührt — und das war kein Wunder.

Können Sie denn kein Licht in die Sache bringen, Jolly? fragte der Capitän, der sich zuerst wiederfand.

Wenn Sie wüßten, was ich da unten zu leisten hatte, würden Sie keine solche Frage an mich richten, Sir, entgegnete der Doctor. Bedenken Sie, daß ich für das Leben zweier Frauen und zweier Kinder einzustehen hatte, — bedenken Sie, daß ich dabei in zwei enge Schlafcabinen eingezwängt war, die kaum Raum genug zum Umdrehen boten, und die von zwei elenden kleinen Lampen gerade genug erleuchtet wurden, daß ich die Hand vor Augen sehen konnte. Bedenken Sie bei Alledem die Schwierigkeiten, denen ich als Arzt gegenüberstand, unter meinen Füßen das rollende Schiff und obendrein Mrs. Drabble, die ich zu beruhigen hatte. Bitte, erwägen Sie alles das, und sagen Sie mir dann, wie viel überflüssige Zeit ich finden konnte, um die beiden Knaben, Zoll für Zoll, zu vergleichen. — Zwei Knaben, die beide Nachts, eine halbe Stunde nach einander, auf der See, am Bord eines Schiffes, geboren sind. Ha, ha! Ich wundere mich über nichts, als daß alle fünf, die Mütter, die Kinder und der Doctor noch am Leben sind, um die Geschichte zu erzählen!

Keine Zeichen an dem Einen oder dem Andern, das Ihnen zufällig in die Augen gefallen wäre? fragte Mr. Sims.

Das müßten schon starke Zeichen gewesen sein, die mir bei der Beleuchtung und unter den obwaltenden Umständen hätten in die Augen fallen sollen, entgegnete der Doctor. Ich sah, daß beide starke, wohlgebildete Kinder waren, — das war Alles, was ich bemerken konnte.

Sind die Gesichter der Kinder entwickelt genug, um vielleicht eine Familienähnlichkeit anzudeuten? fragte Mr. Purling. Sehen Sie ihren Vätern oder ihren Müttern ähnlich?

Beide haben helle Augen und helles Haar, entgegnete Mr. Jolly mürrisch. Ueberzeugen Sie sich selbst.

Mr. Smallchild hat helle Augen und helles Haar, bemerkte Mr. Sims.

Und Mr. Heavysides hat helle Augen und helles Haar, fügte Mr. Purling hinzu.

Ich würde rathen, Mr. Smallchild zu wecken, Mr. Heavysides herbeizuholen und sie um die Kinder Kopf oder Schrift werfen zu lassen, entgegnete Mr. Sims.

Man soll keinen herzlosen Spott mit einem so heiligen Gefühl wie die Elternliebe treiben, erwiderte Mr. Purling. Ich würde rathen, die Stimme der Natur sprechen zu lassen.

Was meinen Sie damit, Sir? fragte Capitän Gillop neugierig.

Den mütterlichen Instinct, entgegnete Mr. Purling. Das mütterliche Gefühl, welches das eigne Kind durch Intuition erkennt.

Wirklich ein glücklicher Gedanke! rief der Capitän. Was sagen Sie zu der Stimme der Natur, Mr. Jolly?

Der Doctor hob ungeduldig die Hand empor. Er war noch immer bemüht, Mrs. Drabble's Gedächtniß durch eine Art von Kreuzverhör nach seiner Art aufzurütteln, was freilich nur die Folge hatte, sie noch hoffnungsloser zu verwirren.

Konnte sie sich die Korb-Wiege in ihrer ursprünglichen Stellung ins Gedächtniß rufen? — Nein. — Konnte sie sich erinnern, ob sie das Steuerbord-Kind, mit ändern Worten, das der Heavysides, an die Seite der Wiege gelegt hatte, welche nach dem Stern des Schiffes hin stand, oder an

die nach dem Bug hin? — Nein. — Oder vermochte sie sich dieses Umstandes besser in Bezug auf das Backbord-Kind, das heißt auf das der Smallchilds, zu erinnern? — Nein. — Warum setzte sie die Wiege auf den Cajütentisch und verwirrte sich dadurch, nachdem sie schon verwirrt war, immer mehr? — Weil ihr plötzlich zum Bewußtsein kam, daß sie in der Confusion des Augenblickes vergessen hatte, welches das eine und welches das andere war, und weil sie die Kinder näher in Augenschein nehmen wollte. Aber sie konnte nichts sehen — und sie würde sich das bis an ihr Lebensende nicht verzeihen — und man sollte sie nur über Bord werfen, wenn man wollte, denn sie wäre eine elende Sünderin — und so ging es fort, bis selbst die Ausdauer des Doctors völlig erschöpft war und er Mrs. Drabble und damit die ganze Sache aufgab.

Ich sehe, es bleibt uns nichts übrig, als die Stimme der Natur, sagte der Capitän, sich an Mr. Purling's Idee anklammernd. Versuchen Sie es, Jolly, — Sie können nichts thun, als es versuchen.

Irgend etwas muß freilich geschehen, sagte der Doctor. Ich kann die Frauen nicht länger allein lassen, und sobald ich hinunter komme, werden auch beide nach ihren Kindern fragen. Bleiben Sie hier, Mrs. Drabble, bis Sie im Stande sind, sich sehen zu lassen, dann folgen Sie mir. Stimme der Natur! murmelte er verächtlich, als er die Cajütentreppe hinabstieg. Ich kann es ja versuchen, und man wird sich überzeugen, was auf diese Stimme der Natur zu geben ist!

Durch die Nacht begünstigt, und unter dem Vorwande, das Licht könne den Augen der Wöchnerinnen schaden, drehte Mr. Jolly die beiden düstern Lampen der Schlafcabinen bis auf einen Schimmer ein, nahm dann das erste der beiden unglücklichen Kinder, welches ihm unter die Hände kam, bezeichnete die Windel, in die es eingewickelt war, mit einem Tintenfleck und trug es in Mrs. Smallchild's Cabine, die er nur deßhalb wählte, weil sie die nähere war. Das zweite Kind, das durch keinen Tintenfleck gezeichnet war, wurde durch Mrs. Drabble zu Mrs. Heavysides getragen. Man ließ die beiden Kinder nun eine Weile bei den beiden Müttern — dann wurden Mütter und Kinder auf ärztliche Verordnung getrennt und abermals vereinigt, nur mit dem Unterschiede, daß das gezeichnete Kind diesmal zu Mrs. Heavysides und das ungezeichnete zu Mrs. Smallchild gebracht wurde.

Das Resultat war, daß das eine Kind in der Dunkelheit der Cabine genau dieselbe Wirkung hervorbrachte, wie das andere, und daß die Stimme der Natur, wie Mr. Jolly vorausgesagt, total unfähig befunden wurde, den schwierigen Fall, vor dem man stand, zu entscheiden.

Während der Nacht geht das Alles recht gut, sagte der Doctor, nachdem er die Erfolglosigkeit des von Mr. Purling vorgeschlagenen Experimentes pflichtschuldigst rapportirt hatte. Aber wenn der Morgen kommt und das Tageslicht, so daß man die Verschiedenheit der beiden Kinder sehen kann, dann müssen wir uns zu irgend etwas entschließen. Schöpften die beiden Mütter nur den leisesten Verdacht vom Stande der Sache, so könnte die dadurch hervorgebrachte nervöse Erschütterung die schlimmsten Folgen haben. Die Frauen müssen im Interesse ihrer Gesundheit getäuscht werden, bis sie wieder wohl sind. Wir müssen bis morgen für Jede ein Kind gewählt haben und dann an der Wahl festhalten, bis sie die Wahrheit hören dürfen. Die Frage ist nur, wer die Verantwortung tragen soll. Ich meinestheils mache mir sonst aus Kleinigkeiten nichts, aber ich gestehe aufrichtig, daß ich hier meine Bedenken habe.

Und ich als völlig Fremder, möchte mich ebenfalls nicht gern einmischen, sagte Mr. Sims.

Aus ganz gleichem Grunde würde auch ich mich der Sache fern zu halten wünschen, fügte Mr. Purling hinzu, zum ersten Male während der ganzen Reise einer Meinung seines natürlichen Feindes beipflichtend.

Warten Sie eine Minute, meine Herren, sagte Capitän Gillop. Ich glaube, ich habe das Mittel gefunden, die schwierige Angelegenheit ins rechte Geleis zu bringen. Wir müßten die ganze Sache den betreffenden Ehemännern erzählen und ihnen die Verantwortlichkeit zuschieben.

Ich glaube, sie werden dieselbe nicht übernehmen, bemerkte Mr. Sims.

Und ich glaube, Sie werden sie übernehmen, entgegnete Purling in seine alte Gewohnheit des Widerspruchs zurückfallend.

Thun sie es nicht, so bin ich Herr am Bord des Schiffes und werde, so wahr ich Thomas Gillop heiße, die Verantwortung tragen, sagte der Capitän fest.

Diese muthige Erklärung beseitigte für den Augenblick alle Bedenken, und man berathschlagte nun, was zunächst zu thun sei. Endlich beschloß

man, geleitet von der letzten schwachen Hoffnung: daß einige Stunden ruhigen Schlafes das aus Rand und Band gegangene Gedächtniß von Mrs. Drabble wieder herstellen könne, bis zum nächsten Morgen gar nichts vorzunehmen. In der Morgendämmerung, oder mit andern Worten, ehe Mrs. Heavysides und Mrs. Smallchild die Kinder, welche sie in der Nacht bei sich gehabt, genau zu erkennen vermöchten, sollten die Säuglinge in die Hauptcajüte zurückgebracht werden. Mr. Purling, Mr. Sims und der erste Steuermann sollten, zum Beistand des Doctors und des Capitäns, als Zeugen gegenwärtig sein, und der so constituirte Gerichtshof sollte, in Anbetracht der Dringlichkeit des Falles, Punkt 6 Uhr Morgens zusammentreten.

Diesem Beschlusse gemäß nahm die Verhandlung am andern Morgen bei schönem Wetter und günstigem Wind ihren Anfang. Mr. Jolly unterwarf Mrs. Drabble zum letzten Male, unterstützt von dem Capitän und in Gegenwart der Zeugen, einem Kreuzverhör. Aber nichts war aus der unglücklichen Aufwärterin herauszubringen. Der Doctor erklärte ihre Gedanken-Verwirrung für chronisch, und der Capitän, sowie die Zeugen stimmten ihm einmüthig bei.

Das nächste Experiment, welches man versuchte, war, daß man den Ehemännern eine offene Mittheilung über den Stand der Dinge machte. Man fand Mr. Smallchild wieder einmal beschäftigt, seine Morgenrechnung mit der See zu ordnen, und die ersten articulirten Worte, die man von ihm vernahm, lauteten: Verwünschter Zwieback und Anchovis! Weitere Versuche, ihn zum Sprechen zu bringen, vermochten ihn nur zu dem ungeduldigen Verlangen: man möge ihn lieber gleich über Bord werfen und die beiden Säuglinge dazu. Auch die ernstesten Vorstellungen hatten keinen bessern Erfolg. Machen Sie die Sache ab, wie Sie wollen, erwiderte Mr. Smallchild schwach.

Sie überlassen es also mir, dem Capitän des Schiffes, die Angelegenheit zu ordnen? fragte Capitän Gillop.

Keine Antwort.

Nicken Sie mit dem Kopfe, Sir, wenn Sie nicht sprechen können.

Mr. Smallchild nickte, mit dem Kopfe auf dem Kissen, ringsum — und schlief ein.

Gilt das als Einwilligung, daß ich die Sache in die Hand nehme? fragte Capitän Gillop die Zeugen.

Die Zeugen antworteten mit einem entschiedenen *Ja*.

Dann wiederholte man dieselbe Procedur mit Simon Heavysides, welcher, wie es von einem Manne seiner Intelligenz nicht anders zu erwarten war, mit einem Vorschlage antwortete, wie sich seiner Meinung nach die ganze Schwierigkeit beseitigen ließe.

Capitän Gillop und Gentlemen, begann er mit geläufiger Zunge und melancholischer Höflichkeit, vor Allem möchte ich wünschen, daß auf Mr. Smallchild mehr Rücksicht genommen würde, als auf mich. Ich bin nämlich gern bereit, auf das Kind, welches es auch immer sein möge, zu verzichten, und mache, mit Verlaub, den Vorschlag, daß Mr. Smallchild *beide* Kinder bekommt, damit er ganz sicher ist, das seinige zu haben.

Der einzige Widerspruch, welcher gegen diesen geistreichen Vorschlag erhoben wurde, ging von dem Doctor aus, welcher Simon sarkastisch fragte, was seiner Meinung nach wohl Mrs. Heavysides dazu sagen würde?

Der Zimmermann gestand, daß er daran noch nicht gedacht habe, und daß es nur zu wahrscheinlich sei, sie werde der vorgeschlagenen Abmachung unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Auch die Zeugen waren sämmtlich der Meinung, und Heavysides wurde sammt seiner Idee entlassen, nachdem er noch vorher voll Dankbarkeit seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, Alles in die Hände des Capitäns zu legen.

Meine Herren, begann dieser, nächst den Ehemännern bin ich, der Commandeur des Schiffes, wohl als Derjenige zu betrachten, welchem die Verantwortlichkeit zufällt. Ich habe die Sache nach allen Seiten erwogen und bin bereit, sie auf mich zu nehmen. Die Stimme der Natur, die Sie in Vorschlag brachten, Mr. Purling, hat sich als trügerisch erwiesen. Um die Kinder Kopf oder Schrift werfen zu lassen, wie Sie vorschlugen, Mr. Sims, entspricht nicht meinen Ansichten über das, was in einer so ernsten Angelegenheit passend und schicklich ist. Nein, meine Herren, ich habe einen andern Plan und werde diesen jetzt versuchen. Folgen Sie mir hinunter in die Vorrathskammer des Steward.

Die Zeugen sahen einander voll Verwunderung an und folgten ihm.

Saunders, begann der Capitän, sich an den Steward wendend, bringen Sie Ihre Wage herbei.

Die Wage war eine der gewöhnlichen Küchenwagen, an der einen Seite mit einer messingenen Schale, in welche man den zu wiegenden Gegenstand legte, an der andern mit einer starken eisernen Platte, auf welche die Gewichte gestellt wurden. Saunders stellte diese Wage auf einen kleinen, reinlichen Tisch, der, um das Zerbrechen von Geschirr zu verhüten, nach dem Kugel- und Pfannensystem eingerichtet, jeder Bewegung des Schiffes schaukelnd folgte.

Legen Sie ein reines Staubtuch in die Schale, befahl der Capitän, und dann sich zu dem Doctor wendend, fuhr er fort: Thun Sie mir den Gefallen, die Thüre der Schlafcabinen zu schließen, damit die Frauen nichts hören, und bringen Sie mir die beiden Säuglinge hierher.

O, Sir! rief Mrs. Drabble, welche diesen Vorbereitungen im vollen Bewußtsein ihrer Schuld zugesehen hatte, — o, thun Sie den armen kleinen Würmern nichts! Wenn irgend Jemand leiden muß, so lassen Sie es mich sein!

Halten Sie gefälligst den Mund, Mrs. Drabble, und geben Sie sich überhaupt Mühe, über das zu schweigen, was hier vorgenommen wird, wenn Ihnen Ihre Stelle lieb ist, entgegnete der Capitän. Wenn die Mütter nach ihren Kindern fragen, so sagen Sie, sie sollten dieselben binnen zehn Minuten wieder haben.

Der Doctor kam indessen herein und stellte den Korb mit den Kindern auf den Fußboden nieder. Capitän Gillop setzte seine Brille auf und nahm die beiden unschuldigen Wesen die da vor ihm lagen, genau in Augenschein.

Sechs von der einen Sorte geben genau ein halbes Dutzend von der andern, sagte er endlich. Ich sehe keinen Unterschied zwischen ihnen. Doch warten Sie ein bischen. Da ist doch ein Unterschied. Das eine hat einen kahleren Kopf, als das andere. Gut, mit diesem wollen wir anfangen. Schälen Sie diesen Säugling aus seinen Hüllen und legen Sie ihn in die Wagschale.

Der kahlköpfige Säugling protestirte — natürlich in der ihm eigenen Sprache — aber vergeblich. Binnen zwei Minuten lag er auf dem Rücken in der Schale, auf dem reinlichen Staubtuche, das ihn vor der Kälte des Metalls schützte.

Wiegen Sie genau, Saunders, fuhr der Capitän fort, wenn's nöthig ist bis aufs Achtelloth. Meine Herren, überwachen Sie diesen Vorgang gewissenhaft, denn er ist von großer Wichtigkeit.

Während der Aufwärter wog und die Zeugen zusahen, verlangte Capitän Gillop von dem ersten Steuermann des Schiffes das Log-Buch und Tinte und Feder.

Wie viel wiegt das Kind, Saunders? fragte der Capitän, das Buch aufschlagend.

Sieben Pfund ein und ein Viertel Loth, entgegnete Saunders.

Ist das richtig, meine Herren? fuhr der Capitän fort.

Ganz richtig! entgegneten die Zeugen.

Das kahlköpfige Kind, als Numero Eins bezeichnet, wiegt sieben Pfund ein und ein Viertel Loth, wiederholte der Capitän, diese Angabe in das Buch eintragend. Gut. Legen Sie nun das kahlköpfige Kind in den Korb zurück und entkleiden Sie das mit dem behaarten Kopfe.

Der Säugling mit dem behaarten Kopfe protestirte, wie der erste, — ebenfalls in seiner Sprache — aber ebenso vergeblich.

Wie viel wiegt er, Saunders? fragte der Capitän.

Sechs Pfund vierzehn und dreiviertel Loth, erwiderte der Aufwärter.

Ist das richtig, meine Herrn? fragte der Capitän.

Ganz richtig, entgegneten die Zeugen.

Kind mit dem behaarten Kopfe, bezeichnet als Numero Zwei, wiegt sechs Pfund vierzehn und dreiviertel Loth, wiederholte und schrieb der Capitän. Danke Ihnen, Jolly, — damit wären wir fertig. Wenn Sie das andere Kind in den Korb zurückgelegt haben, so sagen Sie Mrs. Drabble, daß bis auf weiteren Befehl keines von Beiden herausgenommen werden darf; und dann haben Sie die Gefälligkeit, zu diesen Herrn und zu mir auf das Quarterdeck zu kommen. Wir dürfen, falls sich eine Discussion

zwischen uns erheben sollte, nicht riskiren, in den Schlafkojen gehört zu werden.

Mit diesen Worten begab sich der Capitän auf Deck, und der erste Steuermann mit Log-Buch, Tinte und Feder folgte ihm.

Nun, meine Herren, begann der Capitän, nachdem der Doctor sich wieder zu ihnen gesellt hatte, wird mein erster Steuermann die Sitzung eröffnen, indem er Ihnen aus dem Log-Buche einen Bericht über diesen Vorgang vorliest, den ich eigenhändig von Anfang bis zu Ende eingetragen habe. Wenn Sie finden, daß Alles, auch die Eintragung über das Gewicht der Kinder mit der Wahrheit übereinstimmt, so werde ich Sie mit der Bitte behelligen, das Protokoll als Zeugen zu unterschreiben.

Der erste Steuermann las die Erzählung, und die Zeugen unterschrieben sie, als völlig wahrheitsgetreu. Capitän Gillop räusperte sich nun und redete seine erwartungsvollen Zuhörer folgendermaßen an:

Sie werden mit mir darin übereinstimmen, daß Gerechtigkeit Gerechtigkeit ist, und daß sich Gleich zu Gleich gesellen muß. Hier mein Schiff, ein Schiff von fünfhundert Tonnen Last, ist mit Masten und Takelwerk auf diese Last und Größe eingerichtet. Wäre es ein Schooner von hundertfünfzig Tonnen, so würde ihn selbst die unerfahrenste Landratte unter Ihnen nicht mit solchen Masten und Segeln versehen. Wäre es dagegen ein Indienfahrer von tausend Tonnen, würden dann diese Masten, so tüchtige Stecken sie auch sind, für ein solches Schiff hinreichend sein? Gewiß nicht. Ein Schooner muß getakelt sein wie ein Schooner und ein Schiff wie ein Schiff in richtigen und passenden Verhältnissen. Auf den Standpunkt dieses Principis habe ich mich nun in dieser schwierigen Lage gestellt — und meine Entscheidung lautet: man gebe das schwerste Kind der schwersten der beiden Frauen, und theile der leichteren, wie sich daraus schon von selbst ergibt, das andere zu. Nach Verlauf einer Woche werden wir, wenn das Wetter aushält, so Gott will im Hafen sein, und wenn es ein besseres Auskunftsmittel als das meinige giebt, um aus dieser Klemme herauszukommen, so mögen die Advocaten und Geistlichen des Festlandes dasselbe finden und in Anwendung bringen.

Mit diesen Worten schloß der Capitän seine Rede, und das versammelte Concilium nahm den unterbreiteten Vorschlag mit der Einstimmigkeit von Männern an, welche nicht die leiseste Idee ihr eigen nennen, durch die sie Opposition machen könnten.

Zunächst wurde nun Mr. Jolly, als die einzige Autorität in diesem Punkte, aufgefordert, die Frage des Gewichtes zwischen Mrs. Smallchild und Mrs. Heavysides zu entscheiden, und er beantwortete sie ohne einen Moment des Besinnens zu Gunsten der Frau des Zimmermanns und zwar auf den unanfechtbaren Grund hin, daß sie von beiden Frauen die größere und stärkere wäre.

Demnach wurde der haarlose Säugling, bezeichnet als Numero Eins, in Mrs. Heavysides' Cabine gebracht, und der behaarte, bezeichnet als Numero Zwei, wurde Mrs. Smallchild zugesprochen. Die Stimme der Natur erhob weder in dem einen noch in dem andern Falle den leisesten Widerspruch gegen das Princip, nach welchem die Kinder vertheilt worden waren. Noch vor sieben Uhr konnte Mr. Jolly berichten, daß Mütter und Söhne, Backbord wie Steuerbord, so glücklich und zufrieden wären, wie nur irgend vier Menschen an Bord wünschen könnten es zu sein; und der Capitän entließ das Concilium mit den Abschiedsworten:

Und nun wollen wir die Leesegel aufsetzen, meine Herren, und unsern Weg nach dem Hafen so schnell als möglich zurückzulegen suchen. Saunders, das Frühstück in einer halben Stunde, und reichlich! Daß diese unglückliche Mrs. Drabble heute zum letzten Male von der Angelegenheit gehört hat, bezweifle ich; und wir müssen versuchen, ihr beizustehen und ihr durchzuhelfen, wenn wir können. Im Uebrigen ist die Sache, insoweit wir daran betheilig sind, zu Ende, und die Geistlichen und Advocaten des Festlandes mögen sie weiter ausmachen.

Aber die Geistlichen und Advocaten machten nichts aus, schon aus dem einfachen Grunde, weil nichts auszumachen war. Nach zehn Tagen erreichte das Schiff den Ort seiner Bestimmung, und man theilte nun den Müttern den Vorgang mit. Jede von ihnen betete ihren Säugling nach den Erfahrungen der letzten zehn Tage an, — und Beide befanden sich in derselben Lage, wie Mrs. Drabble; Keine wußte welcher der Einen und welcher der Anderen gehörte.

Noch einmal wurde Alles versucht. Zuerst hörte man den Doctor, der indessen nur wiederholen konnte, was er bereits ausgesagt. Zweitens nahm man seine Zuflucht zu der persönlichen Aehnlichkeit, eine Beweisführung, die daran scheiterte, daß beide Väter helle Augen, helles Haar und römische Nasen besaßen, während beide Kinder ebenfalls helle Augen und helles Haar, aber ganz unbedeutende Nasen hatten. Drittens nahm man Mrs. Drabble ins Verhör. Dasselbe begann und endete mit harten Reden von der einen und Strömen von Thränen auf der anderen Seite, aber ohne Resultat. Viertens nahm man die Entscheidung des Gesetzes in Anspruch, aber bei dem völligen Mangel eines Anhaltspunktes für die richterliche Untersuchung war auch hier nichts zu erreichen. Fünftens und letztens appellirte man an die Väter, was aus dem einfachen Grunde zu nichts führte, weil Beide von der Sache, um die es sich handelte, nicht das Geringste wußten. Die barbarische Entscheidung des Capitäns durch das Gewicht blieb die einzige denkbare, und in Folge dessen stehe ich hier, ein Mann in niederer Lebensstellung, der keinen Pfennig in der Tasche hat.

Ja, ich bin der haarlose Säugling von damals. Meine außerordentliche Schwere bestimmte mein Lebensschicksal. Die Väter und Mütter behielten die Kinder, welche ihnen der Capitän nach seinem Princip zugetheilt, weil sie nichts Anderes zu thun wußten. Mr. Smallchild, der, wenn er nicht die Seekrankheit hatte, ein kluger Mann war, machte sein Glück. Simon Heavysides fuhr fort, seine Familie zu vermehren, und starb im Armenhause.

Urtheilen Sie selbst — wie Mr. Jolly sagen würde — wie sich die Zukunft der beiden auf der See geborenen Knaben im späteren Leben gestalten mußte. Ich, der kahlköpfige Säugling, habe seit Jahren nichts von dem behaarten Kinde gesehen und gehört. Der Mann soll klein von Gestalt sein, wie Mr. Smallchild — aber ich weiß zufällig, daß er dem Gesicht nach dem seligen Heavysides sprechend ähnlich ist. Ich dagegen habe die lange Figur des Zimmermanns, aber ich besitze nichts destoweniger die Smallchild'schen Augen und Haare.

Machen Sie nun daraus, was Sie können. Sie werden finden, daß es schließlich auf Eins hinausläuft. Smallchild junior geht es gut in der Welt, weil er sechs Pfund vierzehn drei Viertel Loth wog, — Heavysides junior

geht es schlecht, weil er sieben Pfund ein und ein Viertel Loth im Gewicht hatte. Das ist das Ende von der Geschichte.

Fräulein Minna und der Reitknecht

I.

Ich höre, dass die „anstößige Geschichte meiner Aufführung“ auf dem Balle allgemein verbreitet wurde und dass die öffentliche Meinung (unter den Damen) im ganzen Saale dafür hielt, dass ich mich entehrt hätte.

Aber in diesem Chore allgemeiner Verdammung gab es doch *eine* abweichende Stimme. Sie, gnädige Frau, sprachen mit dem ganzen Gewichte Ihres ausgezeichneten Rufes und Ihres hohen Ranges. Sie sagten: „Die junge Dame, die der Gegenstand tadelnder Bemerkungen ist, ist mir persönlich fremd. Wenn ich also mich einzumischen wage, so geschieht es nur, um Sie daran zu erinnern, dass jede Sache ihre zwei Seiten hat. Darf ich fragen, ob Sie gewartet haben, ein Urteil zu fällen, bis Sie gehört haben, was die Angeschuldigte zu ihrer eigenen Verteidigung zu sagen hat?“

Diese gerechten und edlen Worte brachten, wenn ich recht unterrichtet bin, eine Totenstille hervor. Nicht eine der Frauen, die mich verdammt hatten, hatte meine Verteidigung gehört. Nicht eine wagte, Ihnen zu antworten.

Wie ich in der Meinung von Leuten, wie diese, stehe, ist mir vollkommen gleichgültig. Mein einziges Bestreben ist, zu zeigen, dass ich Ihres rücksichtsvollen Eintretens für meine Person nicht ganz unwürdig bin. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, zu lesen, was ich in diesen Blättern für mich selbst zu sagen habe.

Ich will so schnell wie möglich über die Verhältnisse meiner Familie hinweggehen und es aus Gründen der Dankbarkeit und Ehre unterlassen, in meiner Erzählung Zunamen zu nennen.

Mein Vater war der zweite Sohn eines englischen Edelmanns. Eine deutsche Dame war seine erste Frau und meine Mutter. Nachdem er Witwer geworden war, heiratete er zum zweitenmal; die zweite Frau war eine Amerikanerin von Geburt. Sie fasste die Abneigung einer Stiefmutter gegen mich – welche ich, wie ich gestehen muss, einigermaßen wenigstens verdiente.

Als das neuvermählte Paar nach den Vereinigten Staaten ging, ließ es mich nach meinem eigenen Wunsche in England zurück, um dort unter dem Schutze meines Oheims, eines Generals zu leben. Die Ehe dieses guten Mannes war kinderlos geblieben und seine Frau (Frau Claudia) war, vielleicht aus diesem Grunde, ebenso bereitwillig, wie ihr Gatte, mich in der Eigenschaft einer Adoptivtochter bei sich aufzunehmen. Ich darf hier noch hinzufügen, dass ich den Taufnamen meiner deutschen Mutter Wilhelmina führe. Alle meine Freunde pflegten zu der Zeit, da ich noch Freunde hatte, in Minna abzukürzen. Erweisen Sie mir die Freundschaft, mich auch Minna zu nennen.

Wollen Sie nach diesen wenigen einleitenden Worten sich gedulden, wenn ich versuche, Sie mit meinem Oheim und meiner Tante besser bekannt zu machen, und wenn ich auf Umstände anspiele, die mit meinem neuen Leben verbunden sind und die, wie ich fürchte, meinen Charakter zum Schlimmeren veränderten?

II.

Wenn ich an die väterliche Güte des guten Generals gegen mich denke, so bin ich in der Tat in Verlegenheit, so über ihn zu schreiben, wie es die Gerechtigkeit erfordert. Um die Wahrheit zu gestehen – die Tränen treten mir in die Augen und die Zeilen verschwimmen so wirr ineinander, dass ich sie selbst nicht lesen kann. Was meine Beziehungen zu meiner Tante betrifft, so ist es nur die Wahrheit,

wenn ich sage, dass sie ihre Pflichten gegen mich ohne die geringste Anmaßung und in der lebenswürdigsten Weise erfüllte.

In einem Alter von nahezu fünfzig Jahren war Frau Claudia noch immer eine bewunderte Frau, obgleich sie den einen Reiz, der sie vor meiner Zeit auszeichnete – den Reiz einer vollendet schönen Gestalt – verloren hatte. Mit schönem Haar und ausdrucksvollen Augen war sie sonst eine einfache Frau. Ihre anspruchslose Gewandtheit und ihre bezaubernden Manieren waren ohne Zweifel die Eigenschaften, welche sie überall beliebt machten. Wir stritten niemals miteinander. Nicht dass ich immer lebenswürdig gewesen wäre, nein, deshalb nicht, sondern weil meine Tante dies nicht geduldet haben würde. Sie behandelte mich, wie sie ihren Gatten behandelte, mit vollendetem Takte. Mit gewissen gelegentlichen Zurechtweisungen leitete sie den General in unbeschränkter Weise. Die Eigenheiten seines Charakters machten ihn zu einem Manne, der sich von einer gewandten Frau leicht beherrschen ließ. Obwohl sie seiner Meinung dem Anscheine nach zustimmte, brachte es Frau Claudia am Ende doch gewöhnlich fertig, ihren eigenen Weg zu gehen. Ausgenommen wenn er in seinem Klub war, glücklich in seinem Klatsch, bei seinem guten Mittagsmahl und seinem Whist, lebte mein vortrefflicher Oheim unter einem Despotismus, aber in der glücklichen Täuschung, dass er Herr in seinem Hause sei.

So glücklich und angenehm mein Leben auch im Äußeren erschien, so hatte es für ein junges Mädchen doch auch seine düstere Seite.

Im gewöhnlichen Verlaufe unseres Lebens, demjenigen reicher Leute im höheren Stande, gab es nichts, was die Entwicklung besserer Fähigkeiten, die in mir vorhanden sein mochten, fördern konnte. So aufrichtig ich auch meinen Oheim liebte und bewunderte, so konnte er doch weder seinem Alter, noch seinem Charakter nach der erwähnte Vertraute meiner geheimsten Gedanken, der Freund meines innersten Herzens sein, der mir zeigen konnte, wie am besten und am meisten Vorteil aus meinem Leben zu ziehen sei. Unter Freunden und Verehrern in Menge hatte ich nicht einen

gefunden, der diese Stellung zu mir hätte behaupten können. Mitten in der Gesellschaft war ich, ohne es zu wissen, ein einsames Wesen.

Wie ich mich erinnere, so waren die Stunden die glücklichsten, in welchen in Zuflucht zur Musik und zu meinen Büchern nahm. Außerhalb des Hauses war das Reiten meine einzige immer willkommene und immer neue Zerstreung. Ohne falsche Bescheidenheit darf ich erwähnen, dass ich sowohl Liebhaber als auch Bewunderer hatte, aber nicht einer von ihnen machte einen Eindruck auf mein Herz.

In allem, was sich auf mein zarteres Gefühl, wie es genannt wird, bezog, war ich ein verschlossenes Wesen. Der Einfluss, den Männer auf Frauen haben, nur weil sie Männer sind, war mir wirklich und wahrhaftig ein Geheimnis. Ich schämte mich meiner eigenen Kälte – ich versuchte, ja ich versuchte es ehrlich, anderen Mädchen nachzuahmen, und mein Herz in der Gegenwart des einen auserwählten Mannes schlagen zu fühlen. Es war unmöglich. Wenn ein Mann mir die Hand drückte, fühlte ich es in meinen Ringen, nicht in meinem Herzen.

Nachdem ich diese Geständnisse gemacht habe, bin ich mit der Vergangenheit fertig und kann nun die Ereignisse erzählen, von denen meine Freundinnen behauptet haben, dass sie eine „anstößige Geschichte“ bildeten.

III.

Während der Saison waren wir in London. Eines Morgens ritt ich mit meinem Oheim wie gewöhnlich nach Hyde Park hinaus.

Der General hatte beim Heere in einem Reiterregiment gedient und sich so ausgezeichnet, dass seine Verdienste seine schnelle Beförderung zu den höheren Stellen seines Berufs rechtfertigten. Auf der Jagd war er als einer der verwegenen und tüchtigsten Reiter der Umgegend bekannt. Es machte ihm immer Vergnügen, junge und mutige Pferde zu reiten und dieser Gewohnheit blieb er

auch in seinem späteren Leben treu, als er den aktiven Dienst bereits verlassen hatte. Niemals war ihm ein Unfall zugestoßen, der erwähnenswert gewesen wäre, bis an jenem unglücklichen Morgen, an dem er mit mir hinausritt.

Sein Pferd, ein feuriger Fuchs, ging mit ihm durch nach jener Gegend der Parkpromenade, die Row genannt wird. In der Absicht, von anderen Reitern fern zu bleiben, gab er seinem Durchgänger die Sporen nach dem Geländer zu, welches den Korso von dem grasreichen Gehege an seiner Seite trennte. Das erschreckte Tier bog beim Anlauf zur Seite ab und schleuderte seinen Reiter gegen einen Baum.

Mein Oheim war furchtbar erschüttert und auch verletzt, aber seine kräftige Konstitution führte zuletzt seine Wiederherstellung herbei, und es blieb nur das eine Bein gelähmt, ein Leide, das sich indessen als unheilbar erweisen sollte.

Die Ärzte vereinigten sich, als sie ihren Patienten entließen, in der Ermahnung, dass er bei seinem Alter doch ja keine widerspenstigen Pferde mehr reite, sondern stets seines geschwächten Beines eingedenk sei. „Ein ruhiges Pferdchen, Herr General“, brachten sie alle in Vorschlag. Mein Oheim war empfindlich gedemütigt und verletzt. „Wenn ich für nichts mehr als für ein ruhiges Pferdchen tauglich bin“, sagte er bitter, „so will ich lieber gar nicht mehr reiten.“ Er hielt Wort. Niemand sah den General jemals wieder zu Pferde.

Da meine Tante keine Reiterin war, so hätte ich unter diesen traurigen Umständen offenbar keine andere Wahl gehabt, als das Reiten ebenfalls aufzugeben. Aber mein gütiger Oheim war nicht der Mann, mich seinem eigenen Missgeschicke zu opfern. Sein Reitknecht war einer seiner Burschen beim Reiterregiment gewesen – ein sonderbarer, mürrischer, alter Mann und durchaus keine Persönlichkeit, eine junge Dame zu begleiten, die ihre Reitübungen allein machte. „Wir müssen einen aufgeweckten Burschen auftreiben, auf den man sich verlassen kann“, sagte der General. „Ich werde im Klub nachfragen.“

Eine Woche später suchte eine Schar von Bewerbern, die von Freunden empfohlen worden waren, um die zu besetzende Stelle nach.

Der General fand aber unüberwindliche Bedenken bei jedem von ihnen. „Ich will euch sagen, was ich getan habe“, erklärte er eines Tages mit der Miene eines Mannes, dem eine große Entdeckung gelungen ist, „ich habe in den Zeitungen annonciert.“ Frau Claudia blickte mit dem ihr eigenen sanften Lächeln von ihrer Stickerei auf. „Ich habe es nicht gern, wegen eines Dieners zu annoncieren“, sagte sie. „Du bist einem Fremden preisgegeben und weißt nicht, ob du nicht einen Trunkenbold oder einen Dieb in den Dienst nimmst.“

„Oder ob du nicht von einem schlechten Charakter betrogen wirst“, fügte ich von meiner Seite hinzu. Ich wagte es selten, bei häuslichen Beratungen meine Meinung unaufgefordert zu sagen, - aber die Annahme eines neuen Reitknechtes war eine Sache, an der ich ein starkes persönliches Interesse hatte. In einem gewissen Sinne sollte er ja *mein* Diener sein.

„Ich bin euch beiden sehr verbunden für den Wink, dass ich so leicht zu täuschen bin“, bemerkte spöttisch der General. „Unglücklicherweise ist das Unheil geschehen. Drei Männer haben meine Annonce schon beantwortet. Ich erwarte sie morgen hier, um sie für die Stelle zu prüfen.“

Frau Claudia sah wieder von ihrer Stickerei auf. „Bist du willens, dies selbst zu tun?“ fragte sie sanft. „Ich dachte, der Verwalter -“

„Ich habe mich bisher für einen besseren Beurteiler eines Reitknechtes gehalten als meinen Verwalter“, fiel ihr der General in die Rede. „Bekümmert euch indessen nicht; ich will nach dem Winke, den ihr mir gegeben habt, nicht auf meine eigene Verantwortlichkeit allein handeln. Du und Minna sollt beide mir euren schätzbaren Beistand gewähren und ermitteln, ob sie Diebe und Trunkenbolde, oder ob sie es nicht sind, ehe ich noch selbst den geringsten Argwohn hege.“

IV.

Wir vermuteten natürlich, dass der General scherze. Nein. Dies war eine von jenen seltenen Gelegenheiten, bei denen Frau Claudias Takt – der in Sachen von Wichtigkeit unfehlbar war – in einer Kleinigkeit versagte. Der Stolz meines Oheims war an einer empfindlichen Stelle berührt worden und er war entschlossen, uns dies fühlen zu lassen. Am nächsten Morgen kam uns eine höfliche Aufforderung zu, in der Bibliothek zur Besichtigung der Bewerber anwesend zu sein. Meine Tante, die zwar immer mit ihrem Lächeln bereit, aber selten versucht war, laut aufzulachen, lachte diesmal doch recht herzlich. „Es ist wirklich zu lächerlich“, sagte sie. Indessen verfolgte sie doch ihre gewohnte Politik, zuerst immer nachzugeben. Wir gingen zusammen zur Bibliothek. Die drei Bewerber wurden in der Reihenfolge vorgelassen, in der sie sich zur Probe angemeldet hatten. Zwei von ihnen trugen das unvertilgbare Kennzeichen des Wirtshauses so deutlich in ihrem gemeinen Gesicht, dass ich selbst es sehen konnte. Mein Oheim bat uns spöttisch, ihn mit unserer Meinung zu beehren. Frau Claudia antwortete mit ihrem süßesten Lächeln: „Verzeihe, General – wir sind hier, um zu lernen.“ Die Worte waren nichts, aber die Art und Weise, in der sie gesprochen wurden, war vorzüglich. Nur wenige Männer hätten dieser feinen Beeinflussung widerstehen können – und der General war keiner von diesen wenigen. Er strich seinen Schnurrbart und kehrte zu seinem Weiberregiment zurück. Die beiden Bewerber wurden entlassen.

Der Eintritt des dritten und letzten Mannes aber überraschte mich vollständig.

Wenn der kurze Rock und die engen Hosen des Fremden seinen Beruf nicht verraten hätten, so würde ich es für ausgemacht gehalten haben, dass irgend ein Irrtum vorliege und dass wir mit dem Besuche eines uns unbekanntem Herrn beehrt würden. Seine Gesichtsfarbe hielt die Mitte zwischen hell und dunkel; er hatte offenblickende, blaue Augen; er war ruhig und klug, wenn dem äußeren Scheine zu trauen war, gewandt in seinen Bewegungen,

höflich in seinem Benehmen, aber vollkommen frei von Unterwürfigkeit. „Höre einmal!“ platzte der General heraus, sich vertraulich an meine Tante wendend, „*der* sieht aus, als wenn er passte; meinst du nicht auch?“

Die Erscheinung des jungen Mannes schien auf Frau Claudia dieselbe Wirkung wie auf mich gemacht zu haben, aber sie überwand ihr erstes Gefühl der Überraschung eher als ich. „Du weißt es am besten“, antwortete sie mit der Miene einer Frau, die nicht gern sich damit quälen will, ein bestimmtes Urteil abzugeben.

„Treten Sie näher, junger Mann“, sagte der General. Der Bewerber verließ seinen Platz an der Tür, verneigte sich und blieb am unteren Ende des Tisches stehen, während mein Oheim am Kopfende und meine Tante und ich selbst an beiden Seiten desselben saßen. Die unvermeidlichen Fragen begannen.

„Wie ist Ihr Name?“

„Michael Bloomfield.“

„Ihr Alter?“

„Sechszwanzig Jahre.“

Das mangelnde Interesse meiner Tante an diesem Vorgang äußerte sich in einem schwachen Seufzer. Sie lehnte sich mit Ergebung in ihren Stuhl zurück.

Der General fuhr in seinen Fragen fort: „Welche Erfahrung haben Sie bereits in Ihrem Dienst?“

„Ich begann meine Lehrzeit, gnädiger Herr, ehe ich noch zwölf Jahre alt war.“

„Ja! Ja! Ich meine, in welchen Familien Sie bereits gedient haben.“

„In zwei Familien, gnädiger Herr.“

„Wie lange sind Sie in Ihren beiden Stellungen gewesen?“

„Vier Jahre in der ersten und drei Jahre in der zweiten.“

Der Blick des Generals drückte angenehme Überraschung aus. „Sieben Jahre in nur zwei Stellungen, das ist ein gutes Zeichen“, erwiderte er. „Was haben Sie für Zeugnisse?“

Der Reitknecht legte zwei Papiere auf den Tisch.

„Ich nehme keine geschriebenen Zeugnisse“, sagte der General.

„Bitte, gnädiger Herr, lesen Sie meine Papiere“, entgegnete der Reitknecht.

Mein Oheim blickte scharf nach ihm über den Tisch. Der Reitknecht hielt den Blick unter ehrerbietiger, aber unerschütterlicher Gemütsruhe aus. Der General ergriff die Papiere und schien, als er sie las, abermals einen günstigen Eindruck zu erhalten. „Persönliche Auskünfte in jedem Fall, wenn nötig, zur Ergänzung der angelegentlichen Empfehlung von seinen beiden Dienstherrn“, belehrte er meine Tante. „Schreibe die Adresse ab, Minna. Sehr befriedigend muss ich sagen. Meinst du nicht auch?“ fuhr er fort, sich wieder an meine Tante wendend.

Frau Claudia antwortete mit einer artigen Verneigung des Kopfes. Der General fuhr in seinen Fragen fort. Sie bezogen sich auf die Behandlung der Pferde und wurden zu seiner vollständigen Zufriedenheit beantwortet.

„Michael Bloomfield, Sie kennen Ihr Geschäft“, sagte er, „und Sie haben ein gutes Zeugnis. Lassen Sie mir Ihre Adresse. Wenn ich persönliche Erkundigungen eingezogen habe, sollen Sie weiter von mir hören.“

Der Reitknecht nahm eine unbeschriebene Karte aus der Tasche und schrieb Namen und Adresse darauf. Ich blickte über meines Oheims Schulter, als er die Karte empfing. Eine neue Überraschung! Die Handschrift war einfach untadelhaft – die Zeilen bildeten eine vollständig gerade Linie und jeder Buchstabe war von vollendeter Form. Als dieser Mann, der uns beinahe in Verlegenheit setzte, seine bescheidene Verbeugung machte und sich zurückzog, rief ihn

der General, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, von der Tür wieder zurück.

„Noch etwas“, sagte mein Oheim. „Was Freunde und Gesellschafter anlangt – ich betrachte es meinen Bediensteten gegenüber als Pflicht, ihnen zu erlauben, dass sie zuweilen ihre Verwandten sehen; dagegen erwarte ich, dass sie sich ihrerseits gewissen Bedingungen fügen -“

„Verzeihung, gnädiger Herr“, fiel der Reitknecht ein, „ich werde Ihnen deshalb keinen Verdruss bereiten, ich habe keine Verwandten.“

„Keine Brüder oder Schwestern?“ fragte der General.

„Keine, gnädiger Herr!“

„Mutter und Vater beide tot?“

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr.“

„Sie wissen es nicht? Was soll das heißen?“

„Ich sage Ihnen die reine Wahrheit, gnädiger Herr. Ich erfuhr niemals, wer mein Vater und meine Mutter waren und erwarte auch nicht, es jetzt zu erfahren.“

Mit bitterer Fassung sagte er diese Worte, die einen schmerzlichen Eindruck auf mich machten. Frau Claudia war weit davon entfernt, zu fühlen, was ich fühlte. Ihr schwaches Interesse an der Anstellung des Mannes schien völlig erschöpft zu sein. Sie erhob sich in ihrer ruhigen, anmutigen Weise und blickte zum Fenster hinaus in den Hof und nach dem Springbrunnen, nach dem Haushunde in der Hütte und nach dem Blumenkästchen in dem Fenster des Kutschers.

Unterdessen blieb der Reitknecht in der Nähe des Tisches und wartete ehrerbietig auf seine Entlassung. Der General sprach zum erstenmal scharf. Ich konnte sehen, dass mein guter Oheim den harten Ton, mit dem er flüchtig seine Eltern erwähnte, bemerkt und darüber so wie ich nachgedacht hatte.

„Noch ein Wort, ehe Sie gehen“, sagte er. „Wenn ich Sie nicht gefühlvoller gegen meine Pferde gestimmt finde, als Sie es gegen Vater und Mutter zu sein scheinen, so werden Sie nicht lange in meinem Dienste bleiben. Sie mögen mir gesagt haben, dass Sie niemals erfahren hätten, wer Ihre Eltern seien, aber sprechen Sie nicht so, als wenn Ihnen nichts daran liege, es zu erfahren.“

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, ein Wort zu meiner Verteidigung zu sagen, gnädiger Herr?“

Er stellte die Frage sehr ruhig, aber zu gleicher Zeit so entschieden, dass er selbst meine Tante überraschte. Sie blickte vom Fenster aus um sich, drehte sich alsdann wieder um und streckte die Hand nach dem Vorhange aus, indem sie nach meiner Vermutung beabsichtigte, ihn in anderer Weise zu ordnen. Der Reitknecht fuhr fort:

„Darf ich fragen, gnädiger Herr, warum ich mich um einen Vater und eine Mutter kümmern soll, die mich verließen? - Geben Sie acht, was Sie tun wollen, gnädige Frau!“ rief er, plötzlich meine Tante anredend. „Da ist eine Katze in den Falten dieses Vorhanges; die könnte Sie erschrecken.“

Er hatte kaum die Worte gesprochen, als des Hausherrn große, gestreifte Katze, die in einer Schleifenfalte des Vorhanges ihre Mittagsruhe hielt, heraussprang und nach der Tür lief.

Frau Claudia war, wie natürlich, ein wenig in Verlegenheit bei der Wahrnehmung des Mannes, dass ein Tier vollständig in dem Vorhange verborgen sei. Sie schien der Meinung zu sein, dass jemand, der nur Reitknecht sei, sich unschicklich benommen habe, als er es wagte, sie in Verlegenheit zu setzen. Gerade so wie ihr Gemahl sprach sie nun auch schärfer mit Michael.

„Sahen Sie die Katze?“ fragte sie.

„Nein, gnädige Frau.“

„Wie konnten Sie dann wissen, dass das Tier im Vorhange war?“

Zum erstenmal, seitdem er das Zimmer betreten hatte, schien Michael ein wenig in Verlegenheit zu sein. „Es ist eine Art Anmaßung von einem Manne in meiner Stellung, einer nervösen Schwäche unterworfen zu sein“, antwortete er. „Ich bin einer von denjenigen (Sie wissen ja, gnädige Frau, die Schwäche ist nicht selten), die durch ihre eigenen unangenehmen Empfindungen wissen, wenn eine Katze im Zimmer ist. Es geht bei mir noch ein wenig weiter. Die 'Antipathie', wie die Vornehmen es nennen, sagt mir sogar, in welchem Teile des Zimmers die Katze ist.“

Meine Tante wandte sich zu ihrem Gemahl, ohne dass sie zu verbergen suchte, dass sie keinerlei Interesse an den Antipathien des Reitknechtes habe.

„Bist du mit dem Manne noch nicht fertig?“ fragte sie.

Der General entließ den Reitknecht. „Sie sollen innerhalb drei Tagen von mir hören. Guten Morgen!“

Michael Bloomfield schien das unfreundliche Benehmen meiner Tante bemerkt zu haben. Ehe er das Zimmer verließ, warf er ihr einen feinen aufmerksamen, scharfen Blick zu.

V.

„Du gedenkst wohl nicht den Mann anzunehmen?“ sagte frau Claudia, als die Tür sich schloss.

„Warum nicht?“ fragte mein Oheim.

„Ich habe eine Abneigung gegen ihn gefasst.“

Diese kurze Antwort widersprach so vollständig dem Charakter meiner Tante, dass der General sie freundlich bei der Hand nahm und sagte:

„Ich fürchte, dass du nicht wohl bist.“

Sie zog gereizt ihre Hand zurück.

„Ich fühle mich nicht wohl, aber es hat nichts zu sagen.“

„Es hat etwas zu sagen, Claudia. Was kann ich für dich tun?“

„Schreibe dem Manne“ - sie unterbrach sich und lächelte verächtlich. „Denke dir einen Reitknecht, der Widerwillen gegen Katzen hat!“ sagte sie, sich an mich wendend. „Ich weiß nicht, was du darüber denkst, Minna. Aber ich selbst habe ein ernstes Bedenken gegen Dienstboten, die sich über ihre Stellung im Leben erheben.“

„Schreibe“, wiederholte sie, sich an ihren Gemahl wendend, „und sage ihm, dass er sich um eine andere Stelle umsehen möge.“

„Welches Bedenken kann ich ihm gegenüber geltend machen?“ fragte der General verlegen.

„Guter Himmel! Kannst du keine Entschuldigung finden? Sage ihm doch, dass er zu jung sei.“

Mein Oheim blickte in bedeutsamem Schweigen nach mir – schritt langsam zum Schreibtische – und warf einen Blick auf seine Frau in der schwachen Hoffnung, dass sie noch ihre Meinung ändern möchte. Ihre Augen begegneten sich – und sie schien die Herrschaft über ihr Gemüt wiederzuerlangen. Sie legte schmeichelnd die Hand auf die Schulter des Generals.

„Ich erinnere mich der Zeit“, sagte sie sanft, „da eine Laune von mir dir ein Befehl war. Ach, ich war damals noch jünger!“

Durchaus bezeichnend für ihn. Er küsste zuerst die Hand seiner Frau und alsdann schrieb den Brief. Meine Tante belohnte ihn mit einem Blicke und verließ die Bibliothek.

„Was zum Henker ist mit ihr los?“ sagte mein Oheim zu mir, als wir allein waren. „Missfällt dir der Mann auch?“

„Gewiss nicht. Soweit ich es beurteilen kann, scheint er mir gerade der Mann zu sein, den wir brauchen.“

„Und er versteht sich gründlich auf die Behandlung von Pferden, meine Liebe. Was mag nur deine Tante gegen ihn einzuwenden haben?“

Als diese Worte über seine Lippen kamen, öffnete Frau Claudia die Tür der Bibliothek.

„Ich schäme mich über mich selbst“, sagte sie zärtlich. „in meinem Alter habe ich mich noch wie ein verwöhntes Kind betragen. Wie gut bist du gegen mich! Lass mich versuchen, mein schlechtes Verhalten wieder gut zu machen. Willst du mir erlauben?“

Damit ergriff sie den Brief des Generals, ohne auf eine Erlaubnis zu warten, zerriss ihn, freundlich lächelnd, in Stücke, und warf die Fetzen in den Papierkorb. „Als wenn du es nicht besser verstündest als ich!“ sagte sie, indem sie ihn auf die Stirn küsste. „Nimm den Mann doch ja in Dienst.“

Sie verließ das Zimmer zum zweiten Mal. Zum zweiten Mal blickte mein Oheim in vollständiger Fassungslosigkeit nach mir – und ich nach ihm in derselben Stimmung. Der Ton der Frühstücksglocke brachte uns beiden die gleiche Erleichterung. Nicht ein Wort wurde mehr von dem neuen Reitknechte gesprochen. Seine Zeugnisse wurden durch die eingeholte Auskunft bestätigt, und nach drei Tagen trat er in den Dienst des Generals ein.

VI.

Immer besorgt um das, was meine Wohlfahrt anging, wie geringfügig es auch immer sein mochte, vertraute mich mein Oheim dem neuen Reitknechte nicht allein an, als er zuerst in unseren Dienst trat. Zwei alte Freunde des Generals begleiteten mich auf sein besonderes Ersuchen und berichteten, dass der Mann durchaus geeignet und verrtauenswürdig sei. Hiernach ritt Michael allein mit mir aus, da den mir befreundeten jungen Damen selten darum zu tun war, mich zu begleiten, wenn ich den Park mit den stillen Landstraßen im Norden und Westen von London vertauschte. War es unrecht onv mir, mit ihm auf diesen Ausflügen zu plaudern? Es hieße sicherlich einen Menschen wie das Vieh behandeln, wenn ich niemals die geringste Notiz von ihm genommen hätte – zumal da sein Verhalten ausnahmslos ehrerbietig gegen mich war. Nicht ein

einziges Mal nahm er sich durch Worte oder durch Blicke in der Stellung etwas heraus, die meine Gunst ihn einnehmen ließ.

Muss ich erröten, wenn ich bekenne, dass er mich interessierte, obgleich er nur ein Reitknecht war?

Zunächst lag etwas Romanhaftes gerade in dem unbeschriebenen Blatte seiner Lebensgeschichte.

Er war in seiner Kindheit in den Stallungen eines vornehmen Mannes zurückgelassen worden, der in Kent, in der Nähe der Landstraße zwischen Gravesend und Rochester lebte. Am selben Tage war der Stalljunge einer Frau begegnet, die, von dem Hunde verfolgt, eben aus dem Hofe eilte. Sie war eine Fremde und nicht gut gekleidet. Während der Stalljunge sie in Schutz nahm, indem er den Hund an die Hütte anband, war sie rasch genug, um sich der Verfolgung zu entziehen.

Es ergab sich bei der Untersuchung, dass der Anzug des Kindes aus der feinsten Leinwand gefertigt war. Es war in einen schönen Schal warm eingehüllt, der ausländisches Fabrikat zu sein schien, welches allen Anwesenden, selbst dem Herrn und der Frau vom Hause, ganz unbekannt war. In den Falten des Schals fand man einen offenen Brief ohne Datum und Unterschrift und ohne Adresse, welche die Frau vermutlich vergessen hatte.

Gleichwie der Schal, so war auch das Papier ein ausländisches Fabrikat. Die Handschrift zeigte einen scharf ausgeprägten Charakter, und die Schreibart des Briefes ließ deutlich die Fehler einer Person wahrnehmen, die die englische Sprache nicht genügend kannte. Nachdem in dem Briefe die für den Lebensunterhalt des Kindes bereitgestellten Mittel erwähnt worden waren, meldete er, dass der Schendende die Torheit begangen hatte, die Summe von hundert Pfund in einer Banknote beizufügen, „um die Kosten zu bestreiten.“ In einer Nachschrift wurde sodann noch Verabredung für eine nach sechs Monaten an der östlichen Seite von London Bridge stattfindende Zusammenkunft getroffen. Des Stalljungen Beschreibung von der Frau, die an ihm

vorübergegangen war, zeigte, dass diese der geringsten Klasse angehörte. Einer solchen Person würden hundert Pfund schon ein Vermögen sein. Sie hätte ohne Zweifel das Kind preisgegeben und mit dem Gelde sich aus dem Staube gemacht. Niemals wurde eine Spur von ihr entdeckt.

An dem für die Zusammenkunft verabredeten Tage bewachte die Polizei die östliche Seite von London Bridge, jedoch ohne irgendein Ergebnis.

Durch die Güte des Herrn, in dessen Stall der Knabe aufgefunden worden war, verlebte dieser die ersten zehn Jahre seines Lebens unter Obhut einer milden Stiftung. Man gab ihm den Namen eines der kleinen Insassen, welcher gestorben war, und sandte ihn dann in fremden Dienst hinaus, ehe er noch elf Jahre alt war. Er wurde streng behandelt und lief weg; er wanderte zu einigen Rennställen in der Nähe von Newmarket, fesselte die Aufmerksamkeit des Stallmeisters zu seinen Gunsten, wurde zu den anderen Burschen in Dienst genommen und fand an der Beschäftigung Gefallen. Als er zum Manne herangewachsen war, hatte er als Reitknecht in einzelnen Familien gedient. Dies war die Geschichte der sechszwanzig Lebensjahre Michaels.

Aber es lag auch etwas in dem Manne selbst, das die Aufmerksamkeit auf ihn zog und an ihn denken ließ, auch wenn man ihn nicht sah.

Ich will damit sagen, dass er eine Kraft in sich hatte, sein Geschick zu ertragen, wie sie sehr selten bei dienenden Menschen seines Standes gefunden wird. Ich erinnere mich, dass ich den General „bei einer der regelmäßig vorgenommenen Stallvisitationen“ begleitete. Er war so wohl befriedigt, dass er seine Untersuchungen auch auf das eigene Zimmer des Reitknechtes auszudehnen erklärte.

„Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, Michael?“ fügte er in seiner gewohnten Rücksichtnahme auf das Ehrgefühl seiner Bediensteten hinzu. Michael verfärbte sich ein wenig; er blickte nach

mir. „Ich fürchte, die jugne Dame wird mein Zimmer nicht ganz so nett finden, wie dies sein sollte“, sagte er, als er uns die Tür öffnete.

Die einzige Unordnung in dem Zimmer des Burschen war aber zu unserer Überraschung durch seine Bücher und Papiere hervorgebracht.

Wohlfeile Ausgaben englischer Dichter, Übersetzungen lateinischer und griechischer Klassiker, Lehrbücher zuer Erlernung des Französischen und des Deutschen „ohne Lehrer“, sorgfältig geschriebene „Übungen“ in dieser Kunst waren rings um die Studierlampe in der Mitte des Tisches ausgebreitet, was deutlich für seine nächtlichen Studien sprach. „Ei, was bedeutet das alles?“ rief der General. „Haben Sie die Absicht, Michael, uns zu verlassen und eine Schule zu errichten?“

Michael antwortete mit trauriger, unterwürfiger Stimme: „Ich versuche mich noch weiter auszubilden, gnädiger Herr, obgleich ich zuweilen Mut und Hoffnung verliere.“

„Worauf Hoffnung?“ fragte mein Oheim. „Sind Sie nicht zufrieden, Diener zu sein? Müssen Sie in der Welt emporkommen, wie man zu sagen pflegt?“

Der Reitknecht erschrak ein wenig bei dieser unerwarteten Frage. „Wenn ich Verwandte hätte, die sich auf dem schweren Lebenswege um mich kümmern und mir hülfe“, sagte er, „so könnte ich, gnädiger Herr, zufrieden sein, zu bleiben, was ich bin; aber so, wie es jetzt ist, habe ich niemand, an den ich denken könnte, außer mir selbst – und ich bin töricht genug, zuweilen über mich hinauszublicken.“

Bis dahin hatte ich Schweigen beobachtet, aber ich konnte mich nicht länger enthalten, ihm ein Wort der Ermutigung zu sagen, da sein Geständnis so wehmütig und geduldig gemacht worden war. „Sie sprechen zu streng von sich selbst“, sagte ich; „die besten und größten Männer haben gleich wie Sie damit angefangen, über sich hinauszublicken.“

Für einen Augenblick begegneten sich unsere Blicke. Ich bewunderte den armen, verlassenem Burschen, der so bescheiden und rechtschaffen versuchte, sich auszubilden – und ich machte mir nichts daraus, dies zu verbergen. Er blickte zuerst von mir weg; irgendeine unterdrückte Gemütsbewegung ließ ihn tödlich erblassen. War ich die Ursache davon? Ich fühlte mich erzittern, als sich mir diese kühne Frage aufdrängte. Der General lenkte mit einem scharfen Blicke nach mir das Gespräch – nach meiner Meinung nicht sehr zartfühlend – auf das Missgeschick bei Michaels Geburt hin.

„Ich habe gehört, dass Sie in Ihrer Kindheit von einer unbekanntem Frau im Stiche gelassen worden sind“, sagte er. „Was ist aus den Sachen geworden, in die Sie eingehüllt waren, und aus dem Briefe, der bei Ihnen gefunden wurde? Diese Gegenstände könnten jetzt zu einer Entdeckung führen.“ Der Bursche lächelte.

„Der letzte Herr, bei dem ich diente, dachte gerade so wie Sie, gnädiger Herr. Er war so gütig, an den Herrn zu schreiben, dem zuerst die Sorge um mich oblag – und daraufhin wurden mir die Sache geschickt.“

Er ergriff eine unverschlossene Ledertasche, die sich öffnete, wenn man einen Messinknopf berührte, und zeigte uns den Schal, das Leinenzeug, von der Zeit arg mitgenommen, und den Brief. Wir waren betroffen, als wir den Schal erblickten. Mein Oheim, der im Orient gedient hatte, meinte, er sähe wie eine sehr seltene Art persischer Arbeit aus. Wir besichtigten mit Interesse den Brief und die feine Wäsche. Als Michael, während wir ihm die Gegenstände zurückgaben, ruhig bemerkte: „Sie enthalten das Geheimnis, wie Sie sehen“, konnten wir nur einander ansehen und gestehen, dass weiter nichts zu sagen sei.

VII.

In der darauffolgenden Nacht floh mich der Schlaf und ich dachte über das Erlebte nach. Dabei machte ich die Entdeckung, dass eine

große Veränderung mit mir vorgegangen sei. Ich fühlte mich wie neugeboren.

Noch niemals war mein Leben der Freude so zugänglich gewesen wie jetzt. Ich war mir einer köstlichen Sinnesfreudigkeit bewusst. Die einfachsten Dinge ergötzen mich; ich war bereit, gegen jedermann freundlich zu sein und alles zu bewundern. Selbst das gewöhnliche Schauspiel meines Ausreitens in den Park enthüllte Schönheiten, die ich vorher niemals wahrgenommen hatte. Der Zauber der Musik rührte mich zu Tränen. Ich war vollständig in meine Hunde und meine Vögel verliebt – und was meine Zofe betraf, so verwirrte ich diese durch Geschenke und gab ihr Ausgehtage, noch ehe sie um solche bitten konnte. In körperlicher Hinsicht fühlte ich außerordentlich erhöhte Kraft und Tätigkeit. Dem lieben alten General gegenüber war ich ein Wildfang und küsste wirklich eines Morgens Frau Claudia, anstatt mich, wie gewöhnlich, von ihr küssen zu lassen. Meine Freundinnen gewahrten diese Äußerungen von Fröhlichkeit und Leben bei mir – und wollten gern wissen, wodurch dies hervorgebracht worden sei. Ich kann aufrichtig sagen, dass ich es auch gerne wissen mochte! Erst in jener schlaflosen Nacht, die unserm Besuche in Michaels Zimmer folgte, gelangte ich zu einem klaren Verständnis meiner selbst. Der nächste Morgen vervollständigte die Aufklärung. Ich unternahm meinen gewöhnlichen Spazierritt. Als ich in den Sattel stieg und Michael mir hierbei behilflich war, überströmte mich ein Gefühl des Glückes wie Feuersglut, und ich wusste nun, wer mich von dem Augenblick an in ein neues Wesen umgewandelt hatte.

Das erste Gefühl der Verwirrung, das mich überwältigte, zu beschreiben, wäre ich unfähig, auch wenn ich geübter im Schreiben wäre.

Ich zog meinen Schleier nieder und ritt in einer Art Verzückung weiter. Zu meinem Glücke lag unser Wohnhaus am Park, und ich hatte nur über die Landstraße zu reiten. Im anderen Fall würde mir, wenn ich durch die Straßen geritten wäre, ohne Zweifel ein Unfall zugestoßen sein. An diesem Tage wusste ich nicht, wohin ich ritt.

Das Pferd ging ruhig seinen eigenen Weg – und der Reitknecht folgte mir.

Der Reitknecht! Gibt es ein menschliches Wesen, das von gehässigem, unchristlichen Ahnenstolze so frei ist, wie ein Weib, das zum erstenmal im Leben von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebt? Ich sage nur die Wahrheit – in welchem ungünstigen Licht dies mich auch stellen mag – wenn ich offen gestehe, dass meine Verwirrung nur eine Folge der Entdeckung meiner Liebe war. Aber ich schämte mich nicht, dass ich Michael liebte. Dem Manne hatte ich mein Herz gegeben; was lag an seiner zufälligen Stellung? Wenn ein anderer Zufall seine Tasche mit Geld füllte und einen Titel vor seinen Namen setzte, würde er in Sprache, Sitte und Talent ein vornehmer, seines Reichtums und seines Ranges würdiger Mann sein.

Selbst die so natürliche Besorgnis, was meine Verwandten und Freundinnen sagen möchten, wenn sie mein Geheimnis erführen, schien mir ein so unwürdiges Gefühl zu sein, dass ich herumblickte und ihm zurief, mit mir zu sprechen, und dass ich Fragen über ihn selbst an ihn richtete, die ihn zwangen, beinahe an meiner Seite zu sein. Ach, wie freute mich die Ehrerbietung und das feine Benehmen, als er mir antwortete! Er wagte es kaum, die Augen zu mir zu erheben, wenn ich nach ihm blickte. In das von mir selbst geschaffene Paradies versunken, ritt ich langsam weiter und wurde erst gewahr, dass Freundinnen an mir vorübergeritten waren und mich erkannt hatten, als ich sah, dass Michael den Hut lüftete. Ich blickte um mich und gewahrte die Damen, die beim Vorüberreiten höhnisch lächelten. Dieser eine Umstand weckte mich aus meinem Traume. Ich ließ Michael wieder auf seinen gewöhnlichen Platz zurückgehen und beschleunigte den Gang meines Pferdes; ärgerlich über mich, ärgerlich über die Welt überhaupt – änderte ich dann plötzlich meine Stimmung, und ich war töricht und kindisch genug, mich dem Weinen nahe zu fühlen. Wie lange diese wechselnden Stimmungen währten, weiß ich nicht. Bei der Rückkunft nach Hause, ließ ich mein Pferd in den Stall laufen, ohne darauf zu warten, dass Michael mir helfe, und eilte ohne Abschiedsgruß ins Haus.

VIII.

Nachdem ich mein Reitkleid abgelegt und meine heiÙe Stirne angefeuchtet und mit Kölnischem Wasser benetzt hatte, ging ich in das Damenzimmerhinunter. Das Klavier in demselben war mein Lieblingsinstrument – und ich hatte den Einfall, zu versuchen, was Musik tun könnte, um mich zu beruhigen.

Als ich vor dem Klavier saÙ, hörte ich das Öffnen der Tür des Frühstückszimmers, das von mir nur durch einen gehängten Bogengang getrennt war, und zugleich Frau Claudias Stimme, welche fragte, ob Michael zum Stall zurückgekehrt sei.

Als der Diener dies bejahte, befahl sie, ihn sogleich zu ihr zu schicken. Ohne Zweifel musste ich entweder das Zimmer verlassen oder meiner Tante von meiner Anwesenheit Kenntnis geben. Ich tat weder das eine noch das andere. Ihre erste Abneigung gegen Michael hatte allem Anschein nach aufgehört. Sie hatte wirklich ein- und das andere Gelegenheit genommen, freundlich mit ihm zu sprechen. Ich glaubte aber, dass dies nur von einer augenblicklichen Laune komme. Auch ließ der Ton ihrer Stimme bei dieser Gelegenheit vermuten, dass sie irgend einen boshafteu Plan im Auge hatte, als sie nach Michael schickte. Ich wusste, dass es meiner unwürdig war – und doch wartete ich absichtlich, um zu hören, was zwischen ihnen vorgehe.

Frau Claudia begann.

„Sie sind heute mit Fräulein Minna ausgeritten?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Wenden Sie sich gegen das Licht. Ich wünsche die Leute zu sehen, wenn ich mit ihnen spreche. Sie wurden von einigen meiner Freundinnen beobachtet; Ihr Verhalten gab zu Bemerkungen Anlass. Kennen Sie die Obliegenheiten eines Reitknechts Damen gegenüber?“

„Ich habe hierin eine siebenjährige Erfahrung, gnädige Frau.“

„Ihr Pflicht ist es, in einer bestimmten Entfernung hinter Ihrer Herrin zu reiten. Hat Ihre Erfahrung Sie dies gelehrt?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Sie ritten aber nicht hinter Fräulein Minna – Ihr Pferd war beinahe an der Seite Ihrer Herrin. Leugnen Sie dies?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Sie benahmen sich mit der größten Unschicklichkeit, denn Sie wurden gesehen, wie Sie mit Fräulein Minna plauderten. Leugnen Sie dies?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Verlassen Sie das Zimmer. Nein! Kommen Sie her. Haben Sie irgendeine Entschuldigung vorzubringen?“

„Keine, gnädige Frau.“

„Ihre Unverschämtheit ist unerträglich! Ich werde mit meinem Gemahl sprechen.“

Das Geräusch einer sich schließenden Tür folgte diesen Worten.

Ich wusste nun, was das Lächeln auf den falschen Gesichtern dieser Freundinnen zu bedeuten hatte, die mir im Park begegnet waren. Ein gewöhnlicher Mann würde an Michaels Stelle meine eigene Aufmunterung als ausreichende Entschuldigung vorgebracht haben. Er aber hatte mit dem angeborenen Zartgefühl und der Verschwiegenheit des gebildeten Mannes die ganze Schuld auf sich genommen. Unwillig und beschämt ging ich nach dem Frühstückszimmer, fest entschlossen, ihn augenblicklich zu rechtfertigen.

Als ich den Vorhang beiseite zog, wurde ich durch einen Laut erschreckt, der von einer schluchzenden Frau herzurühren schien. Ich blickte vorsichtig hinein. Frau Claudia lag auf dem Sofa

ausgestreckt, verbarg ihr Gesicht mit den Händen und vergoss leidenschaftlich Tränen.

Ich zog mich in großer Verwirrung zurück. Die außergewöhnlichen Widersprüche in dem Benehmen meiner Tante waren noch nicht zu Ende. Später am Tage ging ich zu meinem Oheim, entschlossen, Michael bei ihm zu rechtfertigen und ihm anheimzustellen, mit Frau Claudia zu sprechen. Der General war sehr missmutig; er schüttelte bedenklich den Kopf, als ich Michaels Namen erwähnte. „Ich möchte behaupten, dass der Mann es nicht böse gemeint hat, aber der Vorfall hat die Aufmerksamkeit anderer auf sich gezogen. Ich kann dich nicht zu einem Gegenstande des Skandals werden lassen, Minna. Meine Frau betrachtet es als eine Ehrensache – Michael muss gehen.“

„Du willst doch nicht sagen, dass sie darauf bestanden hat, Michael wegzuschicken?“

Ehe er mir antworten konnte, erschien ein Bedienter mit einer Meldung. „Gnädige Frau wünscht Sie zu sehen, mein Herr.“

Der General erhob sich sofort. Meine Neugier hatte jetzt alle Zurückhaltung aufgegeben. Ich war wirklich unfein genug, zu fragen, ob ich mit ihm gehen dürfe! Er starrte mich mit großen Augen an. Ich bestand auf meinem Verlangen; ich sagte, ich wünschte persönlich Frau Claudia zu sehen. Die feine Lebensart meines Oheims, die alles ziemlich genau nahm, widerstand mir noch immer. „Deine Tante könnte mich unter vier Augen zu sprechen wünschen“, entgegnete er. „Warte einen Augenblick, ich will dich dann rufen lassen.“

Ich war unfähig zu warten: meine Hartnäckigkeit hatte etwas Überraschendes. Ich glaube, der bloße Gedanke, dass Michael seine Stelle durch meine Schuld verlieren könnte, brachte mich zur Verzweiflung. „Ich will dich nicht belästigen, nochmals nach mir zu schicken“, beharrte ich, „ich will sogleich mit dir bis zur Tür gehen und dort hören, ob ich hineinkommen darf.“ Der Bediente war noch anwesend und hielt die Tür offen. Der General gab nach. Ich hielt mich so dicht hinter ihm, dass meine Tante mich sah, als ihr Gemahl

das Zimmer betrat. „Komm herein, Minna“, sagte sie mit Wort und Blick der bezaubernden Frau Claudia, der Alletags-Tante. War dies die Frau, welche ich vor kaum einer Stunde auf dem Sofa ihr Herz ausweinen sah?

„Nach abermaliger Überlegung“, fuhr sie fort, sich an den General wendend, „finde ich, dass ich ein wenig voreilig gewesen bin. Verzeihe mir, dass ich dich deshalb nochmals belästige – hast du schon mit Michael gesprochen? Noch nicht? Nun, dann wollen wir Milde walten lassen und sein übles Verhalten für diesmal übersehen.“

Mein Oheim fühlte augenscheinlich eine große Erleichterung. Ich ergriff die Gelegenheit, meine Beichte abzulegen und die ganze Schuld auf mich zu nehmen. Frau Claudia unterbrach mich mit der vollendeten Liebenswürdigkeit, über die sie verfügte.

„Mein gutes Kind, mache dir keinen Kummer! Mache keine Berge aus Maulwurfshügeln!“ Sie streichelte mir mit zwei vollen, weißen Fingern, die sich tödlich kalt anfühlten, die Wange. „Ich überlegte auch nicht immer, Minna, als ich in deinem Alter war. Zudem ist deine Neugier auf ganz natürliche Weise in Betreff eines Dieners erregt, der – wie soll ich ihn doch nennen? - ein Fremdling ist.“

Sie machte eine Pause und heftete aufmerksam ihre Augen auf mich. „Was erzählte er dir?“ fragte sie. „Ist es eine recht romantische Geschichte?“

Der General fing an, sich in seinem Stuhle unruhig hin und her zu bewegen. Wenn ich meine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet hätte, so würde ich in seinem Gesicht eine Mahnung zu schweigen gefunden haben. Aber mein Interesse wurde in diesem Augenblicke von meiner Tante in Anspruch genommen. Von ihrem freundlichen Entgegenkommen ermutigt, argwöhnte ich nicht nur nicht die Falle, die sie mir gestellt hatte – ich war sogar bei meiner Liebe zu Michael töricht genug, zu glauben, dass ich ihn in ihrer Achtung erhöhen könnte, wenn ich ihr seine Geschichte genau so erzählte, wie ich sie schon in diesen Blättern mitgeteilt habe. Ich sprach mit Erregung.

Wird man es glauben? Ihre Gemütsstimmung änderte sich wiederum. Sie geriet auf einmal, zum erstenmal in ihrem Leben, in vollen Zorn gegen mich.

„Lügen!“ rief sie. „Offenbare, unverschämte Lügen, erfunden, um an deine Teilnahme zu appellieren. Wie darfst du dich unterstehen, sie zu wiederholen? General! Wenn Minna dies nicht selbst herbeigeführt hätte, so würde die Unverschämtheit dieses Mannes es rechtfertigen, ihn augenblicklich zu entlassen. Denkst du nicht gerade so?“

Des Generals Sinn für ehrliches Vorgehen trieb ihn für diesmal dazu, sich seiner Frau offen zu widersetzen.

„Du bist ganz im Irrtum“, sagte er. „Minna und ich, wir beide haben den Schal und den Brief in unseren Händen – gehabt und – was gab es noch außerdem? - ach ja, das Leinenzeug sogar, in welches das Kind eingewickelt war.“

Was bei diesen Worten imstande war, Frau Claudias Zorn in seiner vollen Heftigkeit zu bändigen, das zu verstehen war ich ganz außer stande. Wenn ihr Gatte ihr eine Pistole an den Kopf gesetzt hätte, so hätte er sie kaum nachdrücklicher zum Schweigen bringen können. Sie schien über ihren Wutausbruch nicht erschreckt oder beschämt zu sein – sie saß untätig und sprachlos da, die Augen auf den General gerichtet und die Hände im Schoß gefaltet. Nachdem mein Oheim einen Augenblick gewartet hatte, da er, wie ich, gern wissen wollte, was dies bedeute, erhob er sich mit seiner gewohnten Ergebung und verließ sie. Ich folgte ihm. Er war ungewöhnlich still und nachdenklich; nicht ein Wort wurde zwischen uns gesprochen. Ich gewahrte nachher, dass der arme Mann zu fürchten anfang, der Verstand seiner Frau müsse in irgendeiner Weise angegriffen sein, und dass er an eine Beratung mit dem Arzte dachte, der uns in Fällen der Not beistand.

Was mich betrifft, so war ich entweder zu beschränkt, oder zu harmlos, eine bestimmte Ahnung von der Wahrheit bis jetzt zu haben. Als ich nach dem Frühstück allein im Gewächshause war,

kam mein Zimmermädchen zu mir und fragte mich im Auftrage Michaels, ob ich irgendwelche Befehle für ihn am Nachmittage hätte. Ich hielt dies für ein wenig sonderbar; aber es fiel mir dann ein, dass er für sich selbst vielleicht einige Stunden nötig haben könnte.

Ich erkundigte mich daher, und zu meinem Erstaunen meldete mir das Mädchen, dass Michael für Frau Claudia selbst einen Gang zum Buchhändler machen solle, um ihm einen Brief zu übergeben und die Bücher mitzubringen, welche sie bestellt habe. Es waren drei müßige Lakaien im Hause, deren Aufgabe es war, derartige Dienste zu verrichten; warum nahm sie den Reitknecht von seiner Arbeit weg? Diese Frage erfüllte so vollständig meinen Sinn, dass ich wirklich Mut genug hatte, zu meiner Tante zu gehen. Ich sagte ihr, dass ich beabsichtigt hätte, diesen Nachmittag in meinem Ponywagen auszufahren, und ich fragte, ob sie etwas dagegen einzuwenden hätte, dass wegen ihrer Bücher an Michaels Stelle einer der drei Diener im Hause geschickt werde.

Sie empfing mich mit einem seltsamen harten Blick und antwortete mit eigensinniger, selbstbewusster Fassung: „Ich wünsche, dass Michael geht.“ Keine Erklärung folgte. Es mochte mit Recht geschehen oder nicht, es mochte mir angenehm oder nicht angenehm sein, sie wünschte, dass Michael gehe.

Ich bat um Entschuldigung, dass ich mich eingemischt hätte, und erwiderte, dass ich den Plan, an diesem Tage auszufahren, aufgeben würde. Sie machte keine weitere Bemerkung. Ich verließ das Zimmer, fest entschlossen, ihr aufzulauern. Mein Vorhaben war nicht zu rechtfertigen; es war ohne Zweifel gemein und ungeziemend. Ich wurde aber von einer inneren Gewalt fortgezogen, der zu widerstehen ich nicht einmal versuchen konnte. Ich versichere, ich bin von Natur wirklich kein gemeiner Charakter.

Zuerst dachte ich daran, mit Michael zu sprechen; nicht aus irgendeinem besonderen Beweggrunde, sondern einfach deshalb, weil ich mich zu ihm als zu dem Führer und Helfer hingezogen fühlte, auf den mein Herz in dieser Entscheidungsstunde meines Lebens vertraute. Ein wenig Überlegung machte mir indessen klar,

dass ich gesehen werden konnte, wenn ich mit ihm spräche, und ihm so Nachteil bringen könnte. Während ich noch unschlüssig war, kam mir der Gedanke, dass der Beweggrund meiner Tante für Michaels Sendung der sein könnte, ihn zu entfernen.

Aus dem Hause? Nein. Sein Platz war nicht im Hause. Aus dem Stalle? Im nächsten Augenblicke blitzte der Gedanke in meinem Kopfe auf, die Stalltür zu beobachten.

Die besten Schlafzimmer, einschließlich meines Zimmers, waren alle auf der Vorderseite des Hauses. Ich ging daher in meiner Zofe Zimmer hinauf, welches auf den Hof ging, schnell mit einer Entschuldigung zur Hand, wenn sie dort anwesend sein sollte. Sie war nicht dort. Ich stellte mich an das Fenster, von wo aus ich einen ungehinderten Blick auf den gegenüberliegenden Stall hatte. Es verstrich einige Zeit – wie lange kann ich nicht sagen. Ich war zu sehr erregt, um nach der Uhr zu sehen. Alles, was ich weiß, ist, dass ich meine Tante erblickte! Sie schritt über den Hof, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand sie bemerkte, und trat in den Stall durch die Tür, die zu dem von Michael bewohnten Teil des Gebäudes führte. In diesem Augenblicke sah ich nach meiner Uhr.

Vierzig Minuten vergingen, ehe ich sie wiedererblickte. Und da zeigte sie sich, anstatt wieder in der Tür zu erscheinen, an dem Fenster in Michaels Zimmer und stieß es weit auf. Ich verbarg mich gerade noch zeitig genug hinter dem Fenstervorhange, um einer Entdeckung zu entgehen, als sie nach dem Hause aufblickte. Bald erschien sie, zurückeilend, wieder im Hofe. Ich wartete eine Weile, indem ich versuchte, mich zu beruhigen, im Falle ich jemand auf der Treppe begegnen sollte. Zu dieser Zeit war wenig Gefahr für eine solche Begegnung vorhanden. Der General war in seinem Klub und die Dienstboten bei ihrem Tee. Ich erreichte mein Zimmer, ohne von jemand gesehen zu werden, und schloss mich ein. Was hatte meine Tante vierzig Minuten lang in Michaels Zimmer getan? Und warum hatte sie das Fenster geöffnet?

Ich verschone den Leser mit meinen Betrachtungen über diese verwirrenden Fragen. Ein Kopfweg, das sich zur rechten Zeit

einstellte, ersparte mir die Pein des Zusammentreffens mit Frau Claudia am Mittagstisch. Ich verbrachte eine elende, schlaflose Nacht; ich war mir bewusst, dass ich gleichsam blindlings den Weg zu einem schrecklichen Geheimnis gefunden hatte, das Einfluss auf mein zukünftiges Leben haben konnte; aber ich wusste nicht, das ich denken oder zunächst tun sollte.

Selbst jetzt schreckte ich unwillkürlich davor zurück, mit meinem Oheim zu sprechen. Dies war nicht zu verwundern. Aber es war mir auch bange, mit Michael zu sprechen – und das verwirrte und beunruhigte mich. Rücksicht auf Frau Claudia war gewiss nicht der Grund, der mich nach dem, was ich gesehen hatte, Stillschweigen beobachten ließ.

Am nächsten Morgen rechtfertigte mein bleiches Gesicht vollkommen die Behauptung, dass ich noch unwohl sei.

Meine Tante, die immer ihrer Mutterpflicht gegen mich genügte, kam selbst, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, ehe ich noch mein Zimmer verlassen hatte. So sicher war sie, dass sie am vorhergehenden Tag nicht beobachtet worden sei – oder so wunderbar war ihre Gewalt der Selbstbeherrschung – dass sie mir wirklich anriet, vor dem Frühstück auszureiten und zu versuchen, was frische Luft und Bewegung mir helfen könnten! Da ich fühlte, dass ich dazu kommen müsste, mit Michael zu sprechen, wurde es mir klar, dass dies der einzig sichere Weg sein würde, ihn insgeheim um Rat zu fragen. Ich nahm daher ihren Vorschlag an, und bekam mit ihren vollen, weißen Fingern noch ein freundliches Pätzchen auf die Wange. Bei deren Berührung empfand ich keine Kälte mehr; die Finger hatten ihre gewöhnliche Lebenswärme wieder angenommen, die gnädige Frau ihre Gemütsruhe wiedererlangt.

IX.

Ich verließ das Haus zu meinem gewöhnlichen Morgenritte. Michael war nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung. Mit einiger Mühe brachte ich ihn dazu, mir den Grund zu sagen. Er hatte sich

entschlossen, den General zu benachrichtigen, dass er seine Stelle bei ihm aufgeben wolle. Sobald ich mich einigermaßen gesammelt hatte, fragte ich ihn, was vorgefallen sei, um diesen unbegreiflichen Schritt von seiner Seite zu rechtfertigen. Er überreichte mir schweigend einen Brief. Derselbe war von dem Dienstherrn geschrieben, bei dem Michael gedient hatte, ehe er zu uns kam, und er meldete, dass ihm eine Stelle als Sekretär in dem Hause eines vornehmen Mannes angetragen werde, „der an seinen lobenswerten Bemühungen für die Verbesserung seiner Stellung herzlichen Anteil nehme.“

Was es mich kostete, wenigstens den äußeren Schein von Gemütsruhe zu bewahren, als ich ihm den Brief zurückgab, schäme ich mich, zu sagen. Ich sprach mit ihm mit einer gewissen Bitterkeit. „Ihre lange gehegten Wünsche werden damit erfüllt“, erwiderte ich; „ich wundere mich nicht, dass Sie sich danach sehnen, Ihre jetzige Stelle zu verlassen.“ Er lenkte sein Pferd zurück und wiederholte meine Worte. „Dass ich mich danach sehne, meine Stelle zu verlassen? Es bricht mir das Herz, wenn ich Sie verlasse.“ Ich war rücksichtslos genug, zu fragen, warum. Er senkte den Kopf. „Ich wage nicht, es Ihnen zu sagen“, erwiderte er. Ich ging weiter von einer Unklugheit zur anderen. „Um was sind Sie besorgt?“ fragte ich. Er blickte plötzlich nach mir auf. Seine Augen antworteten: „Um Sie.“

Ist es möglich, die Torheit einer liebenden Frau zu ergründen? Kann ein verständiger Mensch sich die ungeheure Wichtigkeit vorstellen, welche auch das Unbedeutendste in ihrem armen schwachen Gemüte erhält? Ich war nach diesem einen Blicke vollkommen befriedigt – ja vollkommen glücklich. Ich ritt während einiger Minuten munter weiter – da kam mir der vergessene Vorfall im Stalle in das Gedächtnis zurück. Ich nahm wieder den gewöhnlichen Schritt und winkte Michael heran, mit mir zu sprechen.

„Frau Claudias Buchhändler wohnt in der Altstadt, nicht wahr?“ fing ich an. - „Ja, Fräulein!“

„Gingen Sie hin und zurück zu Fuß?“

„Ja.“

„Sie müssen sich ermüdet gefühlt haben, als Sie zurückgekehrt waren?“

„Ich erinnere mich dessen kaum, als ich zurückkehrte – es wurde mir aber eine Überraschung zuteil.“

„Darf ich fragen, was dies war?“

„Gewiss, Fräulein. Erinnern Sie sich meiner schwarzen Tasche?“

„Sehr wohl!“

„Als ich aus der Altstadt zurückkehrte, fand ich die Tasche offen und die Sachen, welche ich in ihr aufbewahrte, - den Schal, das Leinenzeug und den Brief -“

„Verschwunden?“

„Verschwunden.“

Mein Herz pochte auf das heftigste und drohte mir zu zerspringen. Es war mir unmöglich, ein Worte weiter zu sagen. Ich hielt mein Pferd an und heftete meine Augen auf Michael. Er war bestürzt und fragte, ob ich mich unwohl fühle. Ich konnte ihm nur ein Zeichen geben, dass ich darauf warte, mehr von ihm zu hören.

„Ich glaube“, fuhr er fort, „dass irgendjemand die Sachen in meiner Abwesenheit verbrannte und das Fenster öffnete, um zu verhüten, dass durch den Geruch irgendein Verdacht erregt werde. Ich bin sicher, dass ich das Fenster schloss, ehe ich mein Zimmer verließ. Als ich es bei meiner Rückkehr wieder schloss, hatte die frische Luft den Brandgeruch noch nicht ganz entfernt; und, was mehr sagen will, ich fand einen Haufen Asche auf dem Roste des Kamins. Was die Person betrifft, welche mir diesen Schaden zugefügt hat, und warum es geschehen ist, so sind dies Geheimnisse, die ich nicht ergründen kann – ich bitte um Verzeihung, Fräulein, ich bin sicher, dass Sie nicht wohl sind. Darf ich Ihnen raten, nach Hause zurückzukehren?“

Ich nahm seinen Rat an und kehrte zurück.

In dem Widerstreite von Erstaunen und Entsetzen, die mein Gemüt erfüllten, konnte ich doch noch fühlen, dass bei all dem ein schwacher Triumph sich in mir regte, als ich sah, wie beunruhigt und besorgt er um mich war. Nichts wurde weiter zwischen uns auf dem Rückwege gesprochen. Von der schrecklichen Entdeckung, die ich soeben gemacht hatte, ergriffen, war ich still und hilflos. Meine adlig geborene, vornehm erzogene, untadelhafte Tante stand nun entlarvt als eins der schuldbeladenen Wesen vor mir, die eine Geburt verheimlicht und ein unmündiges Kind verlassen hatten. Eine ältere Frau wie ich hätte schwer vermocht werden können, in einer Lage wie der meinigen ihre Besonnenheit zu bewahren. Ein natürliches Gefühl, nicht der Verstand, half mir in meiner schlimmen Lage. Dieses unwillkürliche Gefühl fesselte mich in untätigem, ja einfältigem Schweigen, als ich nach Hause zurückgekehrt war. „Wir wollen morgen darüber reden“, das war alles, was ich zu Michael sagen konnte, als er mich artig vom Pferde hob.

Ich entschuldigte mein Nichterscheinen beim Frühstück und zog die Vorhänge in meinem Wohnzimmer nieder, damit mein Gesicht mich nicht verriet, wenn Frau Claudias Mutterpflicht sie heraufführte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Die nämliche Entschuldigung half in beiden Fällen – mein Spazierritt hatte es nicht vermocht, mich von meinem Kopfweg zu befreien. Der kurze Besuch meiner Tante führte zu einem Ergebnis, das erwähnt zu werden verdient. Das unbeschreibliche Entsetzen, das ich ihr gegenüber fühlte, nötigte mir die Überzeugung auf, dass wir beide nicht länger unter einem Dache wohnen könnten. Während ich noch versuchte, diese Wahl mit der nötigen Ruhe ins Auge zu fassen, erschien mein Oheim selbst und zeigte einige Besorgnis über mein anhaltendes Unwohlsein. Ich würde sicherlich laut geweint haben, als der gute, liebe Alte mich bedauerte, wenn er nicht Nachrichten mitgebracht hätte, die alle meine Gedanken auf mich und meine Tante zurückleiteten. Michael hatte dem General seinen Brief gezeigt und ihm Kenntnis von seinem beabsichtigten Weggang gegeben. Frau Claudia war zu dieser Zeit gerade anwesend. Zum Erstaunen ihres

Gatten mischte sie sich plötzlich ein, indem sie Michael selbst ersuchte, sich anders zu besinnen und in seiner Stelle zu bleiben.

„Ich würde dich nicht mit dieser unangenehmen Sache belästigt haben, Minna“, sagte mein Oheim, „wenn Michael mir nicht gesagt hätte, dass du von den Umständen unterrichtet seiest, unter welchen er es für seine Pflicht hält, uns zu verlassen. Nach der Einmischung deiner Tante, die mir übrigens ganz unbegreiflich ist, weiß der Mann kaum noch, was er tun soll. Da er dein Reitknecht ist, so bittet er mich, zu fragen, ob es eine Unschicklichkeit sei, wenn er die bestehende Schwierigkeit deiner Entscheidung überlasse. Ich melde dir sein Anliegen, Minna, aber ich rate dir ernstlich, irgendwelche Verantwortlichkeit abzulehnen.“

Ich antwortete mechanisch, indem ich den Rat meines Oheims annahm, während meine Gedanken sich völlig mit dieser letzten der zahlreichen außergewöhnlichen Handlungen beschäftigten, die Frau Claudia seit Michaels Eintritt begangen hatte. Es gibt – außer in Büchern und Schauspielen – Grenzen für die Unschuld eines jungen, unverheirateten Frauenzimmers. Nach dem, was ich soeben gehört hatte, waren die Zweifel, welche mich bis dahin beunruhigt hatten, vollständig aufgeklärt.

Ich sagte zu mir selbst: „Sie hat doch noch etwas menschliches Gefühl übrig. Wenn ihr Sohn fortgeht, weiß sie, dass sie sich niemals wieder begegnen werden.“

Von dem Augenblick an, da mein Inneres zur Klarheit gekommen war, erlangte ich die Herrschaft über meinen Verstand und Mut wieder, wie ich sie von Natur besaß. Von diesem Augenblick an wird man finden, dass ich, mit Recht oder Unrecht, meinen Weg mir vorgezeichnet sah und ihn einschlug.

Wenn ich sage, dass ich dem General von ganzem Herzen zugetan war, so bekenne ich damit, dass ich im gewöhnlichen Sinne dankbar sein konnte. Ich saß auf seinem Knie, legte meine Wange an die seine und dankte ihm für die Güte, die er mir in langen, langen Jahren erwiesen hatte. Er unterbrach mich in seiner

einfachen, edlen Weise. „Ei, Minna, du redest ja, als ob du im Begriff wärst, uns zu verlassen!“ Ich fuhr in die Höhe und ging zum Fenster, indem ich es öffnete und mich über die Hitze beklagte; so verbarg ich vor ihm meine Verwirrung, dass er unbewusst ein Ereignis vorausgesehen hatte, das allerdings eintreten musste. Als ich zu meinem Stuhl zurückkehrte, trug mein Oheim zu meiner Beruhigung bei, indem er noch einmal auf seine Frau zu sprechen kam. Er fürchtete, dass ihre Gesundheit in irgendeiner Weise erschüttert sei. Zu der Zeit, wo sie sich zuerst begegneten, hatte sie ein Nervenleiden, welches von einem „Unfall“ herrührte, der in späteren Tagen von keinem von beiden jemals wieder erwähnt wurde. Sie mochte vielleicht wieder an irgendeiner anderen nervösen Störung leiden und er dachte ernstlich daran, sie zu überreden, ärztlichen Beistand zu benutzen.

Unter gewöhnlichen Umständen würde eine unbestimmte Erwähnung eines „Unfalls“ ein besonderes Interesse bei mir nicht erregt haben. Aber mein Geist war jetzt in einem Zustande krankhaften Argwohns. Ich hatte nicht gehört, wie lange mein Oheim und meine Tante verheiratet waren, aber ich erinnere mich, dass Michael von seinen sechsundzwanzig Jahren gesprochen hatte. Da ich diese Umstände noch im Gedächtnis hatte, so kam mir der Gedanke, dass ich klug und in Michaels Interesse handeln würde, wenn ich den General überredete, noch weiter von jener Zeit zu sprechen, wo er dem Weibe begegnet war, als ein böses Geschick ihm zur Frau bestimmt hatte. Nichts als die Fürsorge für den geliebten Mann würde mich dazu gebracht haben, für mein Geheimnis die Mitteilungen zu benutzen, die mein Oheim mir in harmloser Absicht anvertrauen möchte. So wie die Sache lag, hoffte ich, dass die angewendeten Mittel in diesem Falle durch den Ausgang der Sache einst ihre Rechtfertigung erhalten würden. Ich denke, dass jeder meiner Leser mir zustimmen wird.

Ich fand die Aufgabe leichter, als ich vermutet hatte, das Gespräch wieder auf die Tage zurückzulenken, wo der General seine Frau zum ersten Mal gesehen hatte. Er war stolz auf die Umstände, unter welchen er seine Frau gewonnen hatte. Ach, wie tat mir das Herz für

ihn weh, als ich seine Augen glänzen und sein hübsches, männliches Gesicht sich röten sah!

Folgendes ist das Wesentliche seiner Mitteilungen. Ich berichte kurz, weil es mir noch immer schmerzlich ist, es zu erzählen.

Mein Oheim war seiner Frau in dem Landhause ihres Vaters begegnet. Sie war damals wieder in der Gesellschaft erschienen, nachdem sie eine Zeitlang in England, teils auf dem Kontinente in Zurückgezogenheit gelebt hatte. Vor dieser Zeit war sie verlobt gewesen und wollte einen französischen Offizier heiraten, der durch Geburt und diplomatische Dienste im Orient gleich ausgezeichnet war. Wenige Wochen vor dem Hochzeitstage ertrank er bei dem Schiffbruche seiner Yacht. Dies war der Unfall, auf den mein Oheim sich bezogen hatte.

Frau Claudias Gemüt war so ernstlich von dem furchtbaren Ereignis ergriffen, dass die Ärzte für die Folgen nicht einstehen wollten, wenn sie nicht sogleich in die strengste Zurückgezogenheit versetzt werde. Ihre Mutter und eine französische, ihr treu ergebene Zofe waren die einzigen Personen, die als zuverlässig die junge Dame sehen durften, bis Zeit und Pflege sie einigermaßen beruhigt hatten. Die Rückkehr zu ihren Freunden und Bewunderern nach der notwendigen Abschließung war natürlicherweise die Veranlassung zu aufrichtiger Freude unter den Gästen, die in dem Hause ihres Vaters versammelt waren. Das Interesse meines Oheims an der Dame ging bald in Liebe über. Sie waren einander im Range gleich, und passten auch im Alter recht wohl zusammen.

Die Eltern machten keine Schwierigkeiten; aber sie verhehlten auch ihrem Gaste nicht, dass das Missgeschick, das ihre Tochter befallen habe, ihr höchstwahrscheinlich die Neigung benehme, seine Bewerbung, oder auch die irgendeines anderen Mannes günstig aufzunehmen. Zu ihrer Überraschung ergab es sich, dass sie unrecht hatten. Die junge Dame war von der Einfachheit und dem Zartgefühl gerührt, womit ihr Liebhaber seine Bewerbung betrieb. Sie hatte unter weltlich gesinnten Leuten gelebt. Dies war aber ein Mann, dessen Liebe sie für aufrichtig halten konnte. Sie heirateten

sich. Waren keine ungewöhnlichen Umstände eingetreten? Hatte sich nichts zugetragen, was der General vergessen hatte? Nichts.

X.

Es ist gewiss nicht nötig, dass ich hier unterbreche, um die einfachen Folgerungen aus den eben erzählten Ereignissen zu ziehen.

Jeder, der sich erinnert, dass der Schal, in den das Kind eingewickelt war, aus jenen östlichen Gegenden stammte, die mit dem diplomatischen Berufe des französischen Edelmannes in Verbindung standen – ferner, dass die Fehler in der Abfassung des Briefes, der bei dem Kinde vorgefunden wurde, vermutlich von dem französischen Dienstmädchen gemacht worden waren – jeder, der diesen Spuren folgt, kann den Weg zur Wahrheit finden, wie ich ihn fand.

Wenn ich einen Augenblick an die Hoffnungen zurückdenke, die ich mir gebildet hatte, Michael in etwas dienen zu können, so habe ich nur zu sagen, dass diese auf einmal vernichtet wurden, als ich von dem durch Ertrinken eingetretenen Tode des Mannes hörte, der aller Wahrscheinlichkeit nach sein Vater war. Auch die Aussichten erschienen ungünstig, wenn ich an die erbärmliche Mutter dachte. Dass sie in ihrer Stellung ihren Sohn offen anerkennen würde, war vielleicht von keiner Frau zu erwarten. Hatte sie aber Mut genug, oder, besser gesagt, Herz genug, ihn in der Stille anzuerkennen?

Ich rief mir einige der augenscheinlichen Launen und Widersprüche in Frau Claudias Benehmen an jenem denkwürdigen Tage ins Gedächtnis zurück, da Michael sich vorstellte, um die erledigte Stelle anzunehmen. Man möge mit mir auf den Bericht darüber zurückblicken, was sie bei dieser Gelegenheit tat und sprach, und man prüfe diese Aufzeichnung in dem Lichte der nunmehrigen Kenntnis der Tatsachen: man wird sehen, dass die Ähnlichkeit mit seinem Vater großen Eindruck auf sie gemacht haben musste, als er das Zimmer betrat, und dass die Angabe

seines Alters mit den Jahren ihres Sohnes genau übereinstimmte. Ruft man sich ferner ihre Handlungen ins Gedächtnis zurück, welche folgten, als sie von ihren ersten erfolgreichen Anstrengungen, sich zu beherrschen, erschöpft war – das Zurückweichen nach dem Fenster, um ihr Gesicht zu verbergen, den Griff nach dem Vorhange, als ihre Kräfte sie verließen, ihr barsches Benehmen, unter welchem sie ihre Gemütsbewegung verbarg, als sie mit ihm zu sprechen versuchte; die wiederholten Widersprüche und das Schwanken in dem nun folgenden Verhalten – alles die Wirkung des Widerstreites der mütterlichen Natur, die sich verzweifelt bis zum äußersten wehrte – und nun sage man, ob ich ihr unrecht tat, wenn ich sie für unfähig hielt, es irgendwie zu einer Entdeckung kommen zu lassen, als sie an die Mutterliebe erinnert wurde.

Es blieb also nur noch an Michael zu denken übrig. Ich erinnere mich, wie er von den unbekanntem Eltern sprach; er erwartete weder sie zu ermitteln, noch kümmerte er sich um deren Entdeckung. Ich konnte es noch immer nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, die Möglichkeit einer bei ihm eintretenden Gemütsregung als eine hinreichende Rechtfertigung anzusehen, ihm eine Entdeckung vorzuenthalten, die ihn so nahe anging. Es schien wenigstens meine Pflicht zu sein, mich mit dem wahren Zustand seiner Gefühle bekannt zu machen, ehe ich mich entschied, die Last des Schweigens mit mir ins Grab zu nehmen.

Was ich in dieser ernsten Lage zu tun für meine Pflicht hielt, das entschloss ich mich sogleich zu tun.

Zudem will ich ehrlich bekennen, dass ich mich einsam und trostlos fühlte, niedergedrückt durch die bedenkliche Lage, in die ich versetzt war, aber in Sehnsucht nach der Erleichterung, die es mir gewährte, wenn ich nur den Klang von Michaels Stimme hörte. Ich schickte mein Mädchen zu ihm und ließ ihm sagen, dass ich ihn sogleich zu sprechen wünschte. Die Entscheidung schwebte schon über meinem Haupte, und diese eine Handlung führte sie herbei.

XI.

Er trat ein und wartete bescheiden an der Tür.

Nachdem ich ihn einen Stuhl hatte nehmen lassen, sagte ich ihm, dass ich von seinem Anliegen Kenntnis erhalten hätte, dass ich mich aber nach dem Rate meines Oheims der Einmischung in die Frage enthalten müsste, ob er seine Stelle aufgeben solle oder nicht. Nachdem ich so einen Grund, ihn kommen zu lassen, vorgeschützt hatte, spielte ich zunächst auf den Verlust an, den er erlitten hatte, und fragte ihn, ob er diejenige Person ausfindig zu machen hoffe, die sein Zimmer in seiner Abwesenheit betreten habe. Als er dies verneinte, sprach ich von den ernstesten Folgen, die die Vernichtung jener Gegenstände für ihn haben werde. „Die letzte Hoffnung, Ihre Eltern zu ermitteln“, sagte ich, „ist grausam zerstört worden.“ Er lächelte betrübt. „Sie wissen schon, gnädiges Fräulein, dass ich niemals hoffte, sie zu ermitteln.“

Ich wagte mich ein wenig dem Ziele näher, das ich im Auge hatte. „Denken Sie niemals an Ihre Mutter?“ fragte ich. „Bei ihrem Alter könnte sie noch am Leben sein. Können Sie alle Hoffnung aufgeben, sie noch zu finden, ohne dass es Ihrem Herzen Schmerzen bereitet?“

„Wenn ich ihr darin unrecht getan hätte, dass ich glaubte, sie hätte mich verlassen“, antwortete er, „so ist das Herzweh nur ein armseliges Mittel, die Gewissensbisse kundzugeben, die ich fühlen würde.“

Ich wagte mich noch näher. „Selbst wenn Sie recht hätten“, fing ich wieder an - „selbst wenn jene Sie verlassen hätte-“ Er unterbrach mich mit ernster Miene. „Ich würde nicht einmal die Straße überschreiten, um sie zu sehen“, sagte er. „Eine Frau, die ihr Kind verlässt, ist ein Ungeheuer. Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein, dass ich so spreche! Wenn ich gute Mütter und ihre Kinder sehe, macht es mich wahnsinnig, wenn ich daran denke, wie *meine* Kindheit gewesen ist.“

Als ich diese Worte hörte und ihn aufmerksam betrachtete, während er sprach, konnte ich sehen, dass mein Stillschweigen eine Barmherzigkeit für ihn, nicht aber ein Verbrechen sein würde. Ich beeilte mich, von etwas anderem zu reden. „Wenn Sie sich entschließen, uns zu verlassen“, fragte ich, „wann werden Sie dann gehen?“

Seine Augen nahmen augenblicklich einen sanfteren Ausdruck an. Immer mehr verschwand die Farbe aus seinem Gesicht, als er mir antwortete.

„Der General sagte mir freundlich, als ich vom Aufgeben meiner Stelle sprach“ - hier stockte seine Stimme und er machte eine Pause, um ihr wieder die nötige Sicherheit zu geben. „Der Herr sagte“, fuhr er fort, „dass ich meinen neuen Dienstherrn nicht warten zu lassen brauche, indem ich noch den üblichen Monat hier bleibe, vorausgesetzt – vorausgesetzt, dass Sie bereit wären, mich von meinem Dienste zu entbinden.“

Bis jetzt war es mir gelungen, mich zu beherrschen. Bei dieser Antwort aber fühlte ich meine Standhaftigkeit wanken. Ich sah, wie er litt; ich sah, wie mannhaft er kämpfte, dies zu verbergen.

„Ich bin nicht bereit“, sagte ich, „es tut mir leid – sehr, sehr leid, Sie zu verlieren. Aber ich will etwas tun, was zu Ihrem Besten dient. Mehr kann ich nicht sagen.“

Er erhob sich plötzlich, als wenn er das Zimmer verlassen wollte, bemeisterte aber seine Aufregung und stand einen Augenblick schweigend da, indem er nach mir hinsah – alsdann blickte er wieder weg und sprach seine Abschiedsworte.

„Wenn es mir in meiner neuen Stellung glückt, Fräulein Miina – wenn ich mich zu besseren Verhältnissen emporringe – ist es – ist es zu viel gewagt, zu fragen, ob ich eines Tages – vielleicht wenn Sie allein ausreiten – ob ich mit Ihnen sprechen dürfte – nur um zu fragen, ob Sie sich wohl befinden und glücklich sind-“

Er konnte nicht weiter sprechen. Ich sah Tränen in seinen Augen; ich sah ihn von krampfhaften Atemzügen erschüttert, die sich aus dem Manne in den seltenen Augenblicken herauspressen, wenn er weint. Und dann selbst unterdrückte er sie. Er verneigte sich gegen mich, als wenn er nur mein Diener wäre und als wenn er zu tief unter mir stünde, meine Hand zu ergreifen, selbst in diesem Augenblicke! Ich hätte alles andere ertragen können; ich glaube, dass ich mich unter allen anderen Umständen noch bezwungen hätte. Es ist aber jetzt wenig daran gelegen; mein Geständnis muss erfolgen, was man auch immer von mir denken möge. Ich flog wie ein wahnsinniges Geschöpf auf ihn zu – ich schlang meine Arme um seinen Hals – ich rief: „O Michael, wissen Sie denn nicht, dass ich Sie liebe?“ Und dann legte ich meinen Kopf an seine Brust und hielt ihn fest und sprach nichts mehr.

In diesem Augenblicke des Schweigens wurde die Tür des Zimmers geöffnet. Ich erschrak und blickte auf. Frau Claudia stand auf der Schwelle.

Ich sah ihr am Gesicht an, dass sie gelauscht hatte – sie musste ihm gefolgt sein, als er auf dem Wege zu meinem Zimmer war. Diese Überzeugung stärkte mich. Ich nahm seine Hand in die meinige und stellte mich an seine Seite, indem ich darauf wartete, dass sie zuerst spreche. Sie blickte nach Michael, nicht nach mir. Sie tat einige Schritte vorwärts und sprach ihn an: „Es ist möglich, dass *Sie* noch Gefühl für Anstand haben. Verlassen Sie das Zimmer!“

Diese wohlüberlegte Beleidigung war alles, was ich brauchte, um mich vollständig zur Herrin meiner selbst zu machen. Ich sagte Michael, er solle einen Augenblick warten, und öffnete mein Schreibpult. Ich schrieb auf ein Couvert die Adresse einer treuen alten Dienerin in London, die meine Mutter in ihren letzten Stunden gepflegt hatte. Ich gab sie Michael. „Sprechen Sie morgen früh dort vor“, sagte ich. „Ich werde Sie erwarten.“ Er blickte nach Frau Claudia, offenbar nicht gewillt, mich mit ihr allein zu lassen. „Fürchten Sie nichts“, sagte ich, „ich bin alt genug, um selbst auf

meiner Hut zu sein. Ich habe dieser Dame nur ein Wort zu sagen, ehe ich das Haus verlasse.“ Damit nahm ich seinen Arm, ging mit ihm zur Tür und sagte ihm beinahe ebenso ruhig den Abschiedsgruß, als wenn wir schon Mann und Frau gewesen wären.

Frau Claudias Augen folgten mir, als ich die Tür wieder schloss, und blickten dann durch das Zimmer nach einer zweiten Tür, die in mein Schlafzimmer führte. Dann trat sie plötzlich auf mich zu, gerade als ich im Begriff war, mein Zimmer zu betreten, und legte ihre Hand auf meinen Arm.

„Was bedeutet deine Miene?“ - sie richtete die Frage ebenso sehr an sich selbst wie an mich – indem sie die Augen aufmerksam forschend auf die meinigen richtete.

„Du sollst es sofort erfahren“, antwortete ich. „Lass mich nur erst meinen Hut und meinen Mantel nehmen.“

„Hast du vor, das Haus zu verlassen?“

„Ja, das will ich.“

Sie zog die Schelle. Ich kleidete mich ruhig an, um auszugehen. - Der Diener erschien, als ich in das Wohnzimmer zurückkehrte.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, dass ich ihn augenblicklich zu sehen wünsche“, sagte Frau Claudia.

„Der Herr ist ausgegangen, gnädige Frau.“

„In seinen Klub?“

„Ich glaube, gnädige Frau.“

„Ich werde Sie mit einem Brief zu ihm schicken. Kommen Sie zurück, wenn ich wieder schelle.“ Sie wandte sich zu mir, als der Diener sich entfernt hatte. „Weigerst du dich wirklich, hier zu bleiben, bis der General zurückkehrt?“

„Ich werde glücklich sein, den General zu sehen, wenn du meine Adresse in den Brief an ihn einschließen willst.“

Indem ich dies erwiderte, schrieb ich meine Adresse zum zweitenmal. Als ich sie ihr gab, erkannte Frau Claudia sehr wohl, dass ich mich in ein achtbares Haus begab. Die Frau, die es innehatte, hatte mich gepflegt, als ich noch ein Kind war.

„Noch eine letzte Frage“, sagte sie. „Soll ich dem General sagen, dass du die Absicht hast, deinen Reitknecht zu heiraten?“

Der Ton ihrer Worte reizte mich zu einer Antwort, die ich schon in dem Augenblicke bedauerte, als sie über meine Lippen kam.

„Du kannst es einfacher ausdrücken, wenn du willst“, erwiderte ich. „Du kannst dem General sagen, dass ich die Absicht habe, *deinen Sohn* zu heiraten.“

Sie war in der Nähe der Tür und im Begriff, mich zu verlassen. Bei meinen Worten wandte sie sich mit einem geisterhaften, entsetzten Blicke um – griff mit den Händen um sich, als wenn sie in der Dunkelheit nach etwas fassen wollte, und fiel zu Boden.

Ich forderte augenblicklich Hilfe. Die weiblichen Dienstboten trugen sie zu meinem Bett. Während diese sie wieder zu sich selbst brachten, schrieb ich einige Zeilen, worin ich der elenden Frau mitteilte, wie ich ihr Geheimnis entdeckt hatte.

„Die Ruhe deines Gatten“, fügte ich hinzu, „ist mir ebenso teuer als meine eigene. Was deinen Sohn betrifft, so weißt du, was er von der Mutter denkt, die ihn verlassen hat. Dein Geheimnis ist sicher bei mir aufbewahrt – sicher vor deinem Gatten, sicher vor deinem Sohne bis an das Ende meines Lebens.“

Ich versiegelte diese Zeilen und gab sie ihr, als sie wieder zu sich selbst gekommen war. Niemals erhielt ich von ihr eine Antwort. Auch sah ich sie nie mehr seit dieser Zeit. Sie weiß, dass sie sich auf mich verlassen kann.

Und was sagte mein guter Oheim, als wir uns demnächst begegneten? Ich möchte lieber berichten, was er tat, als er von meiner beabsichtigten Heirat hörte und seine ersten Gefühle von Ärger und Überraschung bezwungen hatte. Er willigte ein, uns an

unserem Hochzeitstage zu empfangen und übergab meinem Gatten die Mittel, die uns beiden eine unabhängige Lebensstellung gewährten. Aber er hatte doch seine Besorgnis. Er wehrte es ab, als ich ihm zu danken versuchte.

„Kommt nach einem Jahr wieder“, sagte er. „Ich will auf den Dank warten, bis die Erfahrung in eurem ehelichen Leben mir sagt, dass ich diesen Dank verdient habe.“

Das Jahr ging vorüber, und der General empfing den Ausdruck meiner aufrichtigen Dankbarkeit. Er lächelte und küsste mich; aber es lag doch etwas in seinem Gesicht, das mir andeutete, dass er noch nicht ganz befriedigt war.

„Glaubst du, dass ich aufrichtig gesprochen habe?“ fragte ich.

„Ich glaube es fest“, antwortete er – und dann hielt er inne.

Eine klügere Frau hätte den Wink verstanden und den Gegenstand fallen lassen. Meine Torheit bestand darauf, noch eine Frage zu stellen:

„Sage mir, Oheim: habe ich nicht bewiesen, dass ich recht hatte, als ich meinen Reitknecht heiratete?“

„Nein, meine Teure. Du hast nur bewiesen, dass du ein Glückskind bist!“

ENDE

Herr Lismore und die Witwe

I.

Vor mehreren Jahren wurde im Spätherbste unter der Leitung des Lordmayors im Mansionhouse in London eine öffentliche

Versammlung abgehalten.

Die Rednerliste war mit Rücksicht auf zwei Gegenstände ausgewählt worden. Berühmtheiten, welche die allgemeine Begeisterung zu erregen verstanden, wurden durch Redner unterstützt, die mit dem Handel in Verbindung standen und in praktischer Weise nützlich sein konnten, indem sie den Zweck der Berufung dieser Versammlung näher erläuterten. Die geeignete Aufwendung von Geldern für die öffentliche Bekanntmachung der Versammlung hatte den gewohnten Erfolg: jeder Stuhl war besetzt, ehe noch die Verhandlung begann.

Unter den zuletzt Angekommenen, welche nur die Wahl hatten, zu stehen, oder den Saal wieder zu verlassen, befanden sich auch zwei Damen. Eine von ihnen entschied sich sogleich, wieder wegzugehen.

»Ich werde mich zu dem Wagen begeben«, sagte sie, »und an der Tür auf Sie warten.«

»Und ich werde Sie nicht lange warten lassen«, entgegnete ihre Freundin. »Er soll nach der Ankündigung den zweiten Beschluss zur Annahme empfehlen; ich möchte ihn gern sehen, das ist alles!«

Ein ältlicher Herr, der am Ende einer Bank saß, erhob sich und bot seinen Platz der zurückbleibenden Dame an. Sie zögerte, von seiner Güte Gebrauch zu machen, bis er ihr verriet, dass er ihre Unterredung mit ihrer Freundin angehört hätte. Bevor der dritte Punkt der Tagesordnung zur Erörterung gestellt werde, würde sein Sitz wieder zu seiner eigenen Verfügung sein. Sie dankte ihm und nahm ohne weitere Umstände Platz. Er war mit einem Opernglas versehen, welches er ihr wiederholt anbot, wenn berühmte Redner auftraten; sie machte aber keinen Gebrauch davon, bis ein Sprecher, der in der Stadt als Schiffseigner bekannt war, zur Unterstützung des zweiten Punktes sich erhob.

Sein Name war in der öffentlichen Anzeige angekündigt: Ernst Lismore.

In dem Augenblick, in welchem er sich erhob, bat die Dame um das Opernglas. Sie hielt es so lange Zeit und mit einem so augenscheinlichen Interesse für Lismore auf ihn gerichtet, dass die Neugier ihrer Nachbarinnen erregt wurde. Hatte er etwas zu sagen, woran eine Dame (offenbar eine ihm fremde) persönlich interessiert war? In seiner Anrede war nichts, was an die Begeisterung von Frauen appellierte. Er war unzweifelhaft ein schöner Mann, der ganzen Erscheinung nach in der Blüte des Lebens, vielleicht in der Mitte der Dreißig. Aber warum einer Dame es einfiel, das Opernglas während seiner ganzen Rede auf ihn gerichtet zu halten, war eine Frage, die den allgemeinen Scharfsinn in Verlegenheit um eine Antwort fand.

Indem die Dame das Glas mit einer Entschuldigung zurückgab, wandte sie sich mit einer Frage an dessen Eigentümer.

»Machte es Ihnen, mein Herr, den Eindruck, als ob Herr Lismore niedergeschlagen sei?«

»Ich kann dies nicht sagen, gnädige Frau!«

»Vielleicht bemerkten Sie aber, dass er die Rednerbühne sofort nach Beendigung seiner Rede verließ?«

Dass sie so ihr Interesse an dem Redner verriet, entging der Aufmerksamkeit einer Dame nicht, welche vor ihr saß.

Ehe der alte Herr antworten konnte, versetzte sie rasch: »Ich fürchte, Herr Lismore ist durch eine geschäftliche Angelegenheit beunruhigt; mein Mann hörte gestern in der Stadt erzählen, dass er ernstlich in Verlegenheit gesetzt sei durch den Bankrott...«

Ein lauter Ausbruch des Beifalls machte das Ende des Satzes unhörbar. Ein berühmter Parlamentsredner hatte sich erhoben, um den dritten Punkt der Tagesordnung zu besprechen. Der höfliche alte Herr nahm seinen Sitz wieder ein, und die Dame verließ den Saal, um sich zu ihrer Freundin zu gesellen.

»Nun, Frau Callender, hat Herr Lismore Sie in Ihren Erwartungen getäuscht?«

»Weit entfernt! Aber ich habe von einem Gerücht über ihn gehört, das mich beunruhigt: er soll in Geldangelegenheiten ernstlich in Verlegenheit sein. Wie kann ich seine Adresse in der Stadt ausfindig machen?«

Wir können bei dem ersten Buchhändlerladen anhalten und im Adressbuche nachsehen lassen. Wollen Sie Herrn Lismore einen Besuch abstatten?«

»Ich will mirs überlegen.«

II.

Am nächsten Tage trat ein Schreiber in das bei dem Geschäftszimmer befindliche Privatgemach Lismores und überreichte eine Visitenkarte. Frau Callender war zu einem Entschlusse gekommen. Unter ihren Namen hatte sie die erklärenden Worte geschrieben: »In einer wichtigen Angelegenheit.«

»Sieht sie aus, als ob sie Geld nötig hätte?« fragte Lismore.

»O nein! Sie kommt zu Wagen.«

»Ist sie jung oder alt?«

»Alt! Gnädiger Herr.«

Es war dieser Umstand Lismore gegenüber, welcher sich des unheilvollen Einflusses, der bisweilen auf geschäftige Menschen durch Jugend und Schönheit ausgeübt wurde, bewusst war, eine Empfehlung und er sagte: »Führe sie herein!«

Indem er die eintretende Dame mit der Neugier eines Fremden beobachtete, bemerkte er, dass sie noch Spuren von Schönheit bewahrte. Sie war auch dem Missgeschick entgangen, welches bei Leuten ihres Alters häufig eintritt, dass sie zu wohlbeleibt werden. Sogar in den Augen eines Mannes schien ihre Putzmacherin allen

möglichen Vorteil aus jenem günstigen Umstände gezogen zu haben, und hatte die Mängel ihres Äußeren verheimlicht, dagegen die noch verbleibenden Vorzüge ihrer Gestalt hervortreten lassen. Dabei hatte sie die gewöhnlichen Täuschungen verschmäh, durch welche manche Frauen ihr Alter zu verheimlichen suchen. Sie trug ihr eigenes graues Haar und ihre Gesichtsfarbe vertrug die Probe des Tageslichtes.

Als sie in das Zimmer trat, entschuldigte sie sich in einiger Befangenheit. Da dies die Verlegenheit einer Fremden, und nicht einer jugendlichen Fremden war, so verfehlte sie, auf Lismore einen günstigen Eindruck zu machen.

»Ich fürchte, dass ich eine unpassende Zeit für meinen Besuch gewählt habe«, begann sie.

»Ich stehe zu Diensten«, antwortete er ein wenig steif, »besonders wenn Sie so gütig sein wollen, Ihre Angelegenheit in wenigen Worten darzulegen.«

Sie war eine kluge Frau, und diese Antwort musste sie eigentümlich berühren. »Ich will sie in einem Worte erwähnen«, sagte sie mit schärferer Betonung, »mein Geschäft ist – Dankbarkeit.«

Er konnte durchaus nicht verstehen, was sie meinte und gestand dies offen. Anstatt eine Erklärung zu geben, richtete sie die Frage an ihn: »Erinnern Sie sich der Nacht des 11. März vor fünf oder sechs Jahren?«

Er dachte einen Augenblick nach. »Nein«, sagte er, »ich erinnere mich ihrer nicht. Entschuldigen Sie, Frau Callender, ich habe meine eigenen Angelegenheiten, die mir einige Besorgnis bereiten.«

»Lassen Sie mich Ihr Gedächtnis unterstützen, Herr Lismore, und dann will ich Sie Ihren Geschäften überlassen. An dem erwähnten Tage waren Sie auf dem Wege nach der Eisenbahnstation Bexmore, um den Nachtschnellzug aus dem Norden nach London zu erreichen.«

Als ein Wink, dass seine Zeit wertvoll sei, war der Schiffseigner bisher stehen geblieben. Jetzt nahm er seinen Sitz wieder ein und begann sie mit Interesse anzuhören. Frau Callenders Worte hatten schon ihre Wirkung hervorgebracht.

»Sie mussten durchaus um 9 Uhr des folgenden Morgens«, fuhr sie fort, »an Bord Ihres Schiffes in den Londoner Docks sein. Wenn Sie den Schnellzug versäumt hätten, würde das Schiff ohne Sie abgesegelt sein.«

Der Ausdruck seines Gesichts zeigte offenbare Überraschung. »Von wem wissen Sie das?« fragte er.

»Sie sollen es bald hören. Auf dem Wege in die Stadt wurde Ihr Wagen durch ein Hindernis auf der Landstraße angehalten. Die Leute von Bexmore standen vor einem brennenden Hause.«

Er sprang auf. »Guter Himmel! Sind Sie die Dame?«

Sie erhob ihre Hand, um sich spöttisch hiergegen zu verwahren.

»Sache! Mein Herr! Sie argwöhnten eben, dass ich Ihre kostbare Zeit unnütz in Anspruch nehme. Schließen Sie nicht zu eilig, dass ich die Dame bin, bsi Sie finden, dass ich mit den betreffenden Umständen genau bekannt bin.«

»Gibt es keine Entschuldigung dafür, dass ich nicht imstande war, Sie wiederzuerkennen?« fragte Lismore. »Wir waren auf der dunklen Seite des brennenden Hauses, Sie fielen in Ohnmacht und ich« --

»Und Sie waren, nachdem Sie mich mit Gefahr Ihres eigenen Lebens gerettet hatten, taub gegen die Bitten meines armen Gemahls, der Sie bat, doch zu warten, bsi ich meine Besinnung wieder erlangt hätte.«

»Ihr armer Gemahl? Er erlitt doch wohl durch das Feuer keinen ernstlichen Schaden?«

»Der Feuerwehrmann rettete ihn aus der Gefahr«, entgegnete sie, »aber bei seinem hohen Alter erlag er einem Schlaganfall. Ich habe den liebevollsten, besten Mann verloren. Erinnern Sie sich, wie Sie

von ihm weggingen, versengt und geschunden durch meine Rettung? Er redete oft in seiner letzten Krankheit davon. Nennen Sie mir wenigstens, sagte er zu Ihnen, den Namen des Mannes, welcher meine Frau vor einem schrecklichen Tode bewahrt hat. Sie warfen ihm Ihre Karte aus dem Wagenfenster zu und fuhren im Galopp davon, um Ihren Zug zu erreichen. In all den Jahren, die seitdem vergangen sind, habe ich jene Karte aufbewahrt und vergebens nach meinem braven Schiffskapitän geforscht. Gestern sah ich Ihren Namen auf der Rednerliste in Mansionhouse. Brauche ich noch zu sagen, dass ich der Versammlung beiwohnte? Muss ich Ihnen jetzt noch erklären, warum ich hierher komme und Sie in Ihren Geschäftsstunden störe?«

Sie hielt ihm ihre Hand hin. Lismore nahm sie schweigend und drückte sie mit Wärme.

»Sie sind noch nicht mit mir fertig!« fing sie lächelnd wieder an; »erinnern Sie sich, was ich von einem Auftrag sagte, als ich eintrat?«

»Sie sagten, es sei ein Auftrag der Dankbarkeit.«

»Etwas mehr als eine Erkenntlichkeit, die nur sagt: Ich danke Ihnen. Indessen ehe ich mich erkläre, möchte ich wissen, wie es Ihnen nach jener schrecklichen Nacht gegangen ist und wie es kam, dass meine Nachforschungen, Sie aufzufinden, vergeblich waren.«

Die Spur von Niedergeschlagenheit, welche Frau Callender in der Versammlung bemerkt hatte, zeigte sich wieder in Lismores Gesicht. Er seufzte, als er antwortete: »Meine Geschichte hat *einen* Vorzug, sie ist bald erzählt. Ich kann mich nicht wundern, dass es Ihnen nicht gelang, mich zu entdecken. Zunächst war ich damals nicht Kapitän meines Schiffes, ich war nur Gehilfe. Dann erbte ich einiges Geld und hörte innerhalb Jahresfrist auf, das Leben eines Seemannes zu führen. So konnten Sie mich wohl schwerlich auffinden. - Mit einem kleinen Kapital fing ich erfolgreich ein Geschäft als Schiffseigner an. Damals wünschte ich mir natürlich zu meinem Erfolge Glück. Aber wir wissen wenig, was die Zukunft uns vorbehält.«

Er hielt inne. Seine schönen Gesichtszüge verfinsterten sich, als ob er Schmerz erdulde oder ihn verheimliche. Bevor Frau Callender ein Wort erwidern konnte, pochte es an die Tür.

Noch ein Besucher ohne vorherige Ankündigung! Der Schreiber erschien wieder mit einer Karte und einer Meldung.

»Der Herr bittet, ihn zu empfangen! Er hat Ihnen etwas mitzuteilen, was keinen Aufschub erleidet.«

Frau Callender erhob sich.

»Es ist für heute genug, dass wir einander verstehen«, bemerkte sie. »Haben Sie morgen nach Schluss der Geschäftszeit irgendwelche Verbindlichkeit?«

»Keine.«

Sie zeigte auf ihre Karte, die auf dem Schreibtisch lag.

»Wollen Sie morgen abend unter jener Adresse zu mir kommen? Ich bin wie der Herr, welcher eben vorgesprochen hat. Auch ich habe meine Gründe, Sie zu sprechen.«

Er nahm die Einladung bereitwillig an.

Frau Callender hielt ihn zurück, als er ihr die Tür öffnete.

»Werde ich Sie beleidigen«, sagte sie, »wenn ich eine sonderbare Frage an Sie richte, ehe ich gehe? Es ist ein besserer Beweggrund als bloße Neugier. Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Verzeihen Sie nochmals«, begann sie wieder, »bei meinem Alter können Sie mich unmöglich missverstehen und doch -«

Sie zögerte. Lismore suchte sie zu ermutigen.

»Bitte, halten Sie sich nicht mit Komplimenten auf, Frau Callender. Keiner Ihrer Wünsche bedarf einer vorausgehenden Entschuldigung.«

So ermutigt, wagte sie fortzufahren.

»Sie könnten sich aber zu heiraten verbindlich gemacht haben«, sagte sie leise, »oder in jemand verliebt sein?«

Er konnte unmöglich seine Überraschung verhehlen. Aber er antwortete ohne Zögern. »Ich habe keine so glänzenden Aussichten in meinem Leben«, sagte er, »ich bin nicht einmal verliebt.«

Sie verließ ihn mit einem schwachen Seufzer. Er klang wie ein Seufzer der Erleichterung.

Ernst Lismore war vollständig verwirrt. Was konnte der Zweck der alten Dame sein, zu ermitteln, ob er noch frei von einer Heiratsverpflichtung war? Wenn ihm dieser Gedanke früher gekommen wäre, hätte er auf ihr häusliches Leben anspielen und fragen können, ob sie Kinder habe. Mit ein wenig Takt hätte er noch mehr als dies erfahren können. Ihre Gefühle gegen ihn überschritten nach ihren Bemerkungen die gewöhnlichen Grenzen der Dankbarkeit, und sie war offenbar reich genug, um über den Verdacht einer gewinnsüchtigen Absicht erhaben zu sein. Beabsichtigte sie, jene traurigen Aussichten aufzuhellen, auf welche er angespielt hatte, als er von seinem eigenen Leben sprach? Wenn er sich in ihrem Hause am nächsten Abend einfinde, würde sie ihn einer reizenden Tochter vorstellen? Er lächelte, als ihm der Gedanke einfiel. »Eine passende Zeit, an eine Heirat zu denken«, sagte er zu sich selbst, »im nächsten Monat kann ich ein zu Grunde gerichteter Mann sein.«

III.

Der Herr, welcher so dringlich um eine Unterredung ersucht hatte, war ein vertrauter Freund, welcher ein Mittel gefunden hatte, um Ernst Lismore aus seiner ersten Geschäftskrisis zu retten. Es war der Wahrheit gemäß ausgesprengt worden, dass er in Geldverlegenheiten sei, die er dem Bankrott eines Handlungshauses zuzuschreiben hatte, mit welchem er in enger Beziehung gestanden hatte. Unsichere Gerüchte, welche seine eigene Zahlungsfähigkeit anzweifeln, waren dem Bankrott der Firma gefolgt. Er hatte sich

schon bemüht, Geldvorschüsse unter den gewöhnlichen Bedingungen zu erlangen und man war ihm mit Ausflüchten begegnet. Sein Freund war nun mit einem Empfehlungsbrief an einen Kapitalisten angekommen, welcher in Handelskreisen wegen seiner kühnen Spekulationen und wegen seines großen Reichtums wohlbekannt war.

Als Lismore auf den Brief blickte, bemerkte er, dass das Kouvert versiegelt war. Trotz dieser bedenklichen Neuerung eines feststehenden Herkommens bei persönlichen Empfehlungen überreichte er doch den Brief. Aber diesmal wurde er nicht mit Entschuldigungen abgewiesen. Der Kapitalist lehnte es rundweg ab, die Wechsel von Herrn Lismore zu diskontieren, wenn sie nicht durch zahlungsfähige Namen gedeckt seien.

Lismore machte eine letzte Anstrengung. Er wandte sich um Hilfe an zwei Geschäftsleute, welchen er in ihren Schwierigkeiten geholfen hatte und deren Namen dem Geldverleiher genügt haben würden. Sie bedauerten aufrichtig – aber auch sie lehnten ab. Die einzige Sicherheit, welche er anbieten konnte, war, das konnte er nicht leugnen, von zweifelhaftem Werte.

Er brauchte 20.000 Pfund und konnte als Bürgschaft ein heimwärts bestimmtes Schiff mit Ladung stellen. Aber das Fahrzeug war nicht versichert, und es war bei der stürmischen Jahreszeit schon mehr als einen Monat fällig. Konnten dankbare Geschäftsfreunde getadelt werden, wenn sie die Pflicht der Erkenntlichkeit vergaßen, als sie einem Kaufmann in dieser Lage eine Geldhilfe gewähren sollten? Lismore kehrte ohne Geld und Kredit auf sein Bureau zurück. Ein vom Untergange bedrohter Mann ist in keinem Gemütszustande, um einer Einladung zum Tee bei einer Dame zu folgen. Lismore sandte an Frau Callender eine Entschuldigung, dass er durch äußersten Drang der Geschäfte verhindert sei, der Einladung Folge zu leisten.

»Soll ich auf eine Antwort warten, Herr Lismore?« fragte der Bote.

»Nein, Sie sollen nur den Brief übergeben.«

IV.

Nach einer Stunde kehrte zur Verwunderung Lismores der Bote mit der Antwort zurück.

»Die Dame war gerade im Begriff auszugehen, Herr Lismore, als ich an der Tür schellte«, berichtete er, »und sie nahm mir selbst den Brief ab. Sie schien Ihre Schrift nicht zu kennen, und fragte mich, von wem ich komme. Als ich Ihren Namen nannte, hieß man mich warten.«

Lismore öffnete den Brief.

»Lieber Herr Lismore!

Eins von uns muss sich aussprechen, und Ihr Entschuldigungsbrief zwingt mich, dieses eine zu sein. Wenn Sie wirklich so stolz und so misstrauisch sind, wie Sie zu sein scheinen, werde ich Sie allerdings beleidigen, wenn nicht, so werde ich mich als Ihre Freundin erweisen.

Ihre Entschuldigung ist 'Drang der Geschäfte'. Die Wahrheit, wie ich mit gutem Grunde annehme, ist 'Geldverlegenheit'. Ich hörte bei jener öffentlichen Versammlung einen Fremden sagen, dass Sie durch irgendeinen Bankrott in der Stadt ernstlich in Verlegenheit gesetzt seien. Lassen Sie mich in zwei Worten Ihnen meine Verhältnisse schildern: Ich bin die kinderlose Witwe eines reichen Mannes -«

Lismore machte eine Pause. Seine allzu rasche Entdeckung von Frau Callenders 'reizender Tochter' war ihm in diesem Augenblick im Gedächtnis. Der kleine Roman muss in die Welt der Träume zurückkehren, dachte er – und fuhr fort zu lesen:

»Nach dem, was ich Ihnen verdanke, sehe ich es nicht als die Abzahlung einer Schuld an, ich betrachte es lediglich als Erfüllung einer Pflicht, wenn ich mich erbiere, Ihnen mit einem Darlehen zu helfen. Warten Sie noch ein wenig, ehe Sie meinen Brief in den Papierkorb werfen. Umstände, die ich Ihnen nur mündlich darlegen kann, stellen es außer meiner Macht, Ihnen zu helfen, wenn ich nicht

mit meinem aufrichtigen Anerbieten eine ungewöhnliche und lästige peinliche Bedingung verbinde.

Wenn Sie am Rande des Verderbens stehen, wird Ihr Missgeschick für mich sprechen – und es wird auch Sie entschuldigen, wenn Sie das Darlehen mit meinen Bedingungen annehmen. In jedem Falle vertraue ich auf die Freundlichkeit und die Nachsicht eines Mannes, welchem ich mein Leben schulde.

Ich habe meinen Worten nur noch eins hinzuzufügen. Ich bitte, den Gedanken von sich zu weisen, als ob ich Ihre Entschuldigungen annehme; ich werde Sie morgen abend erwarten, wie wir vereinbart haben. Ich bin eine halsstarrige alte Frau, aber ich bin auch Ihre treue Freundin und Dienerin.

Marie Callender.«

Lismore blickte von dem Briefe auf. »Was kann dies wohl bedeuten?« fragte er sich verwundert. Aber er war ein zu verständiger Mann, als dass er sich mit der Verwunderung begnügt hätte – er entschied sich also, seine Zusage zu halten.

V.

Was Doktor Johnson »die Unverschämtheit des Reichtums« nennt, erscheint weit häufiger in den Häusern der Reichen als in ihrer Lebensart. Die Ursache liegt auf der Hand. Persönliches Prunken ist genau genommen lächerlich. Aber der Aufwand mit prächtigen Gemälden, kostbarem Porzellan und herrlichen Möbeln kann guten Geschmack erzeugen, um ihn zu leiten, und er kann sich behaupten, ohne einem Wort der Geringschätzung oder einem Blick der Verachtung sich auszusetzen.

Wenn ich eine Million besitze, und wenn ich sie sterbend zeigen will, bitte ich nicht, nach mir selbst zu sehen, ich bitte, nach meinem Hause zu schauen.

Als Lismore seinem Versprechen gegen Frau Callender nachkam, entdeckte er, dass Reichtum in Fülle und doch mit Maß verwendet

werden könne. Indem er den Korridor durchschritt und die Treppe hinaufstieg, wurde seine Aufmerksamkeit, wohin er nur blickte, unmerklich gefesselt von Proben eines Geschmacks, der nicht zu kaufen ist, und eines Reichtums, der zwar seine Börse gebraucht, aber niemals sie zeigt.

Von einem Diener in den ersten Stock geleitet, fand er eine Kammerfrau an der Tür des Empfangszimmers, um ihn anzumelden. Frau Callender ging ihrem Gast entgegen, um ihn zu begrüßen; sie war in einfachem Abendanzuge, der ihrem Alter vollständig entsprach. Alles, was am Tage in ihrem feinen Gesicht Spuren von Ermüdung und Blässe erkennen ließ, war jetzt beim gedämpften Licht der Lampen in ein mildes Halbdunkel zurückgetreten. Herrlicher Schmuck, der in mattem Glanze vom einfach gehaltenen Hintergrund sich abhob, umgab sie. Der äußere Glanz ist der stärkste aller Eindrücke von außen, so lange er andauert. Für den Augenblick verfehlte die Szene ihre Wirkung auf Lismore nicht, trotz der schrecklichen Angst, die ihn verzehrte. Frau Callender hatte sich auf seinem Geschäftszimmer als eine Frau gezeigt, die über ihren eigentlichen Wirkungskreis hinausgeschritten war. Frau Callender war in ihrem Hause eine Frau, die ihm nun von einer ganz neuen Seite erschien.

»Ich fürchte, Sie danken mir nicht, dass ich Sie genötigt habe, Ihr Versprechen zu halten«, sagte sie mit freundlicher Stimme und ihrem anziehenden Lächeln.

»Im Gegenteil, ich bin Ihnen verbunden«, erwiderte er; »Ihr schönes Haus und Ihr liebenswürdiger Empfang haben mich vermocht, meinen Kummer zu vergessen – für eine Weile.«

Das Lächeln verschwand von ihrem Gesicht. »Dann ist es wahr«, sagte sie ernst. »Nur zu wahr.«

Sie führte ihn zu einem Sitz neben sich und hielt inne, bsi der Tee aufgetragen war.

»Haben Sie meinen Brief in demselben freundschaftlichen Sinne gelesen, in dem ich ihn schrieb?« fragte sie, als sie wieder allein

waren.

»Ich danke Ihnen für Ihren Brief, aber -«

»Aber Sie wissen noch nicht, was ich zu sagen habe. Lassen wir uns einander verstehen, bevor wir uns irgendwelche Einwendungen machen. Wollen Sie mir sagen, welches Ihre gegenwärtige Lage ist, im schlimmsten Falle? Ich kann und will meinerseits offen sprechen, sofern Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren wollen. Aber nur, wenn Sie dies nicht in Verlegenheit setzt«, fügte sie hinzu, indem sie ihn aufmerksam beobachtete.

Er war in seiner Unschlüssigkeit verlegen, bis er sie endlich zufriedenstellte.

»Verstehen Sie mich vollständig?« fragte er, als er ihr die ganze Wahrheit ohne Rückhalt dargelegt hatte.

Sie wiederholte kurz seinen Bericht.

»Wenn Ihr längst fälliges Schiff innerhalb eines Monats wohlbehalten zurückkehrt, können Sie das Geld, das Sie nötig haben, ohne Schwierigkeit annehmen. Wenn das Schiff verloren ist, haben Sie am Ende des Monats keine andere Wahl, als ein Darlehen von mir anzunehmen oder Ihre Zahlungen einzustellen. Ist das der genaue Sachverhalt?«

»So ist es.«

»Und die Summe, die Sie brauchen, ist – zwanzigtausend Pfund?«

»Ja.«

»Ich habe zwanzigmal so viel Geld, Herr Lismore, zu meiner alleinigen Verfügung – unter einer Bedingung.«

»Die Bedingung, auf die Sie in Ihrem Briefe anspielten?«

»Ja.«

»Hängt die Erfüllung derselben in irgendeiner Weise von meiner eigenen Entscheidung ab?«

»Sie hängt ganz von Ihnen ab.«

Die Antwort verschloss ihm die Lippen.

Ruhig und mit fester Hand goss sie selbst ihm eine Tasse Tee ein.

»Ich verschweige sie noch«, sagte sie, »aber ich bitte Sie, Vertrauen zu haben. Diese hier (sie zeigte auf die Tasse) ist die Freundin der Frauen, seien sie reich oder arm, wenn sie in Sorge sind. Was ich jetzt zu sagen habe, nötigt mich, mein eigenes Lob zu sprechen. Das ist mir peinlich; lassen Sie mich so schnell als möglich darüber hinweggehen. Mein Gemahl liebte mich sehr; er hatte das unbedingteste Vertrauen in meine Besonnenheit und mein Pflichtgefühl gegen ihn und gegen mich selbst. Seine letzten Worte, ehe er starb, waren Worte, die mir dafür dankten, dass ich das Glück seines Lebens gewesen sei. Sobald ich mich von dem Schmerz, der mich betroffen, wieder etwas erholt hatte, legte sein Anwalt und Testamentsvollstrecker eine Abschrift seines Testamentes vor und sagte, dass zwei Klauseln in demselben seien, bezüglich deren mein Gemahl den Wunsch ausgedrückt habe, dass ich sie lesen möchte. Natürlich gehorchte ich ihm.«

Sie beherrschte noch ihre Aufregung – aber sie war unfähig, sie zu verbergen. Lismore machte einen Versuch, sie zu schonen.«

»Bin ich dabei interessiert?« fragte er.

»Ja. Bevor ich Ihnen sage, warum, möchte ich wissen, was Sie tun würden – in einem gewissen Falle, an den nur zu denken mir peinlich ist. Ich habe von Männern gehört, die die an sie gestellten Forderungen nicht bezahlen konnten, aber wieder ein Geschäft anfangen und Erfolge hatten und so im Laufe der Zeit ihre Gläubiger bezahlen.«

»Und Sie wollen wissen, ob irgendeine Wahrscheinlichkeit vorliegt, dass ich deren Beispiel folge?« fragte er. »Haben Sie auch von Männern gehört, die jene wiederholte Anstrengung machten, sich aber wieder täuschten und ihre Schulden verdoppelten? Ich kannte einen von jenen Männern selbst. Er beging Selbstmord.«

Sie legte ihre Hand einen Augenblick in die seine. »Ich verstehe Sie«, sagte sie. »Wenn der Untergang kommt –«

»Wenn der Untergang kommt«, fiel er ihr in die Rede, »kann ein Mann ohne Geld und ohne Kredit nur eine Sühne geben. Sprechen Sie jetzt nicht davon!«

Sie blickte ihn mit Entsetzen an.

»Ich meinte das nicht!« sagte sie.

»Wollen wir zu dem zurückkehren, was Sie in dem Testamente lasen?« sagte er leise.

»Ja – wenn Sie mir eine Minute Zeit geben wollen, um mich zu fassen.«

VI.

In weniger als der Zeit, um welche sie gebeten hatte, war Frau Callender ruhig genug, um fortzufahren.

»Ich besitze jetzt von dem Vermögen meines Gatten, was man eine Lebensrente nennt«, sagte sie; »das Geld soll bei meinem Tode unter mildtätige Stiftungen verteilt werden, einen gewissen Fall ausgenommen –«

»Welcher in dem Testamente vorgesehen ist?« fügte Lismore hinzu, indem er ihr half.

»Ja. Ich soll unumschränkte Herrin von viermalhunderttausend Pfund sein« – sie stockte und ihre Augen blickten von ihm weg, als sie die folgenden Worte sprach - »unter dieser einen Bedingung, dass ich wieder heirate.«

Er sah sie erstaunt an. »Ich habe Sie sicherlich missverstanden«, sagte er, »Sie wollten sagen, unter dieser einen Bedingung, dass Sie nicht wieder heiraten?«

»Nein, Herr Lismore, ich meine genau das, was ich gesagt habe. Sie wissen nun, dass die Wiedererlangung Ihres Kredits und Ihrer

Gemütsruhe ganz von Ihnen abhängt.«

Nach einem Augenblick der Überlegung nahm er ihre Hand und brachte sie ehrerbietig an seine Lippen. »Sie sind eine edle Frau!« sagte er.

Sie antwortete nicht. Mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen wartete sie auf seine Entscheidung. Er nahm jetzt seine Zahlungsfähigkeit an.

»Ich darf nicht und wage nicht, an das Traurige meiner eigenen Lage zu denken«, sagte er. »Ich bin es Ihnen schuldig, ohne Rücksicht auf die Zukunft, die mir bevorstehen kann, zu sprechen. Kein Mann kann des Opfers würdig sein, welches Ihre edle Selbstverleugnung zu bringen bereit ist. Ich schätze Sie, ich bewundere Sie, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Überlassen Sie mich meinem Schicksal, Frau Callender, und lassen Sie mich gehen.«

Er erhob sich. Sie hielt ihn durch eine Handbewegung zurück. »Eine junge Frau«, antwortete sie, »würde davor zurückschrecken, zu sagen – was ich als alte Frau jetzt aussprechen will. Ich bitte Sie, zu beweisen, dass Sie mich schätzen, mich bewundern, und mir von ganzem Herzen danken. Nehmen Sie sich einen Tag Bedenkzeit – und lassen Sie mich das Resultat wissen! Sie versprechen mir das?«

Er versprachs.

»Jetzt gehen Sie!« sagte sie.

VII.

Am nächsten Morgen empfing Lismore von Frau Callender einen Brief. Sie schrieb ihm folgendes:

»Es sind einige Umstände, die ich gestern abend hätte erwähnen sollen, bevor Sie mein Haus verließen. Ich hätte Sie daran erinnern sollen – wenn Sie Ihre Entscheidung aufschieben wollen – dass die

Lage der Dinge Sie nicht nötigt, sich vollständig an mich zu fesseln. Bei meinem Alter kann ich Ihnen mit völliger Schicklichkeit versichern, dass ich unsere Heirat einfach nur allein als eine Förmlichkeit betrachte, welche wir erfüllen müssen, wenn ich meine Absicht ausführen soll, zwischen Ihnen und dem Verderben zu stehen. Es fällt deshalb, wenn das vermisste Schiff zu rechten Zeit erscheint, der einzige Grund unserer Verheiratung weg. Wir werden dann ebenso gute Freunde sein, wie jemals, ohne das Hindernis eines förmlichen Bandes zwischen uns. Im anderen Falle würde ich Sie bitten, sich gewissen Einschränkungen zu unterwerfen, welche Sie, eingedenk meiner Stellung, verstehen und entschuldigen werden.

Wir werden, ich brauche es nicht zu sagen, wie Mutter und Sohn zusammen leben. Die Hochzeitsfeierlichkeit soll streng geheim gehalten werden und Sie sollen Ihre Angelegenheiten so ordnen, dass wir unmittelbar nachher England verlassen, um nach einem ausländischen Orte zu gehen, den Sie wünschen. Einige meiner Freunde und vielleicht auch einige von Ihren Freunden würden, wenn wir hier blieben, sicherlich unserer Beweggründe in einer Weise missdeuten, die für eine Frau wie mich unerträglich sein würde.

Was unser zukünftiges Leben betrifft, so habe ich das vollständigste Vertrauen in Sie, und ich würde Sie in derselben Unabhängigkeit lassen, die Sie jetzt besitzen. Wenn Sie meine Gesellschaft wünschen, werden Sie immer willkommen sein. Sonst sind Sie Ihr eigener Herr. Ich lebe in meinem Teile des Hauses und Sie leben in dem Ihrigen – und ich darf mir jeden Tag meine Stunden der Einsamkeit vorbehalten, um meine musikalischen Beschäftigungen fortzusetzen, welche mit meinem ganzen vergangenen Leben so glücklich verbunden waren, und welche ich Ihrer Nachsicht zuversichtlich anheimgeben darf.

Ein letztes Wort, Sie zu mahnen, dass Sie auch an sich selbst denken möchten.

Bei meinem Alter könnten Sie nach dem Laufe der Natur nicht für viele Jahre von der Gesellschaft einer dankbaren alten Frau belästigt werden. Sie sind jung genug, um vorwärts nach einer anderen Heirat zu schauen, welche etwas mehr als eine bloße Form sein wird. Selbst wenn Sie der glücklichen Frau bei meinen Lebzeiten begegnen, so sagen Sie mir aufrichtig davon – und ich verspreche Ihnen, ihr zu sagen, dass sie nur zu warten habe. Inzwischen denken Sie nicht, weil ich gelassen schreibe, dass ich herzlos schreibe. Sie gefielen mir und interessierten mich, als ich Sie in der öffentlichen Versammlung zum ersten Mal sah. Ich denke nicht, dass ich etwas vorgeschlagen habe, was Sie ein Sichselbstwegwerfen einem Manne gegenüber, der mich persönlich zurückgewiesen hat, nennen könnten, obgleich ich meine Schuld der Dankbarkeit so aufrichtig wie je fühlte.

Ob Ihr Schiff gerettet wird, oder ob Ihr Schiff verloren geht, die alte Marie Callender ist Ihnen geneigt und bekennt es ohne falsche Scham. Ich bitte heute noch um Antwort, entweder persönlich oder durch einen Brief, was Sie am liebsten wollen.«

VIII.

Frau Callender empfing lange vor dem Abend eine schriftliche Antwort: Sie sagte viel in wenigen Worten:

»Nur ein für solche Güte gefühlloser Mann könnte imstande sein, Ihrem Briefe zu widerstehen. Ich bin jener Mann nicht. Ihr großes Herz hat mich besiegt.«

Die wenigen Formalitäten, welche nach eingeholtem besonderen Dispens der Heirat noch voranzugehen hatten, wurden von Lismore beobachtet. Da das Schicksal ihres zukünftigen Lebens noch in Ungewissheit war, so hielt ein unbestimmtes Gefühl der Verlegenheit auf beiden Seiten Lismore und Frau Callender getrennt.

Jeden Tag brachte die Dame ihren Bericht von der Lage der Dinge in der Stadt, stets in denselben Worten:

»Keine Nachricht von dem Schiff.«

IX.

Am Tage, bevor die Zahlung der Verbindlichkeiten des Schiffseigners zu erfolgen hatte, waren die Worte des Berichtes aus der Stadt noch unverändert dieselben und der eingeholte Dispens sollte nunmehr in Wirksamkeit treten. Frau Callenders Anwalt und ihre Kammerfrau waren die einzigen Personen, welche mit dem Geheimnis vertraut gemacht wurden. Nachdem sie die weitere Besorgung der Angelegenheit dem ersten Schreiber übertragen hatten, der zur Befriedigung jeder Geldforderung an seinen Dienstherrn instand gesetzt worden war, verließ das seltsam verheiratete Paar England.

Sie beschlossen, einige Tage in Paris zu warten, um irgendwelche Briefe von Wichtigkeit an Lismore in Empfang zu nehmen. Am Abend ihrer Ankunft erwartete sie eine Depesche von London in ihrem Hotel. Sie teilte mit, dass das vermisste Schiff den Kanal passiert habe, im Nebel verdeckt, bis dass es Dowes erreicht hatte, am Tage vor der Fälligkeit jener Schuld.

»Bedauerst du es?« fragte Frau Lismore ihren Gemahl.

»Nicht einen Augenblick!« antwortete er.

Sie beschlossen, ihre Reise bis auch München fortzusetzen. Frau Lismores Vorliebe für Musik kam dem Geschmack Lismores für Malerei gleich. In seinen Mußestunden pflegte er diese Kunst und erfreute sich an ihr. Die Gemäldegalerien Münchens waren beinahe die einzigen Sammlungen in Europa, welche er nicht gesehen hatte. Treu den Verpflichtungen, welche sie selbst eingegangen war, war seine Frau bereit, mit ihm zu gehen, wohin er ihre Begleitung wünschte. Der einzige Vorschlag, den sie machte, war, möblierte Zimmer zu mieten. Wenn sie in einem Gasthofs lebten, könnten Freunde ihres Gemahls oder von ihr selbst, Besucher der berühmten Stadt wie sie, ihre Namen im Fremdenbuch sehen oder ihnen an der Tür begegnen. Sie waren bald in einem Hause eingerichtet, das

groß genug war, um ihnen jede gewünschte Bequemlichkeit zu gewähren.

Lismore verbrauchte seine Zeit in den Galerien, Frau Lismore blieb zu Hause, um zu musizieren, bis es Zeit war, mit ihrem Gemahl eine Spazierfahrt zu machen.

Sie lebten in vollständiger Freundschaft und Harmonie zusammen, nichtsdestoweniger lebten sie nicht glücklich. Ohne irgend welchen sichtbaren Grund für die Veränderung waren Frau Lismores Lebensgeister niedergedrückt.

Als er dies einst bemerkte, zwang sie sich zur Heiterkeit, ohne jedoch seine Besorgnis verscheuchen zu können.

Er überließ ihr zu denken, dass sie ihn von jeder weiteren Verlegenheit befreit habe. Welche Zweifel er immer hegen mochte, es waren Zweifel, die er von jener Zeit an zartfühlend verheimlichte.

Aber wenn zwei Leute in einem Zustande künstlicher Ruhe zusammen leben, scheint es ein Gesetz der Natur zu sein, dass die Elemente der Störung sich unmerklich anhäufen, und dass der Ausbruch endlich einmal unvermeidlich wird.

Zehn Tage nach ihrer Ankunft in München kam die Entscheidung. Lismore kehrte später wie gewöhnlich aus der Gemäldegalerie zurück und – ihres Wissens zum ersten mal – schloss er sich in sein eigenes Zimmer ein. Er erschien zur Stunde des Mittagmahls mit einer nichtssagenden Entschuldigung.

Frau Lismore wartete, bis die Dienerin sich zurückgezogen hatte. »Jetzt, Ernst«, sagte sie, »ist es Zeit, mir die Wahrheit zu sagen.«

Die Art und Weise, wie sie diese wenigen Worte sagte, setzten ihn in Erstaunen. Sie war ohne Frage verwirrt, und anstatt nach ihm zu sehen, spielte sie mit Obst auf ihrem Teller.

Seinerseits auch in Verlegenheit, konnte er nur antworten: »Ich habe nichts zu erzählen.«

»Waren viele Besucher in der Ausstellung?« fragte sie.

»So ziemlich dieselben wie immer.«

»Jemand, der dir besonders auffiel«, fuhr sie fort, »ich meine unter den Damen?«

Er lachte unbehaglich.

»Du vergisst, wie sehr ich von den Gemälden in Anspruch genommen bin«, sagte er.

Es gab eine Pause. Sie sah zu ihm auf – und blickte plötzlich wieder von ihm weg. Aber er sah es deutlich: Tränen standen in ihren Augen.

»Willst du nicht das Gas niederdrehen?« fragte sie; »ich spürte den ganzen Tag über eine besondere Mattigkeit meiner Augen.«

Er willfahrte ihrem Ersuchen um so bereitwilliger, als er seinen eigenen Gründe hatte, dem blendenden Schein des Lichtes zu entrinnen.

»Ich denke, ich werde ein wenig auf dem Sofa bleiben«, fing sie wieder an.

In der Stellung, die er inne hatte, würde er von ihr abgewendet dagesessen haben. Als er versuchte, seinen Stuhl umzudrehen, verhinderte sie daran.

»Ich will lieber nicht nach dir sehen, Ernst, wenn du das Vertrauen zu mir verloren hast«, sagte sie.

Nicht die Worte, der Ton rührte alles, was in seiner Natur viel und großmütig war. Er verließ seinen Platz, kniete neben ihr nieder – und öffnete ihr sein ganzes Herz.

»Bin ich deiner nicht unwürdig?« fragte er, als es vorüber war.

Sie drückte ihm schweigend die Hand.

»Ich würde der undankbarste Wicht sein, der lebt«, sagte er, »wenn ich nicht an dich und nur an dich dächte, nachdem ich jetzt mein Bekenntnis abgelegt habe. Wir wollen morgen München verlassen und, wenn ein rascher Entschluss mir helfen kann, will ich

der lieblichsten Frau, die meine Augen je gesehen haben, nur als eines Traumgebildes mich erinnern.«

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und erinnerte ihn an ihren Brief, der ihr Lebensschicksal entschieden hatte.

»Als ich dachte, du könntest der glücklichen Frau zu meinen Lebzeiten begegnen, sagte ich zu dir: 'Lass es mich wissen, und ich verspreche, ihr zu sagen, dass sie nur zu warten habe.' Es muss Zeit werden, Ernst, ehe ich mein Versprechen erfüllen kann. Aber du könntest mich sie sehen lassen. Wenn du sie morgen in der Galerie findest, könntest du sie hierher bringen.«

Das Verlangen Frau Lismores begegnete keiner Ablehnung. Lismore wusste nur nicht recht, in welcher Weise er es ihr gewähren sollte.

»Du erzähltest mir, dass sie Gemälde kopiere«, erinnerte sie ihn; »sie wird ein Interesse daran haben, von der Mappe mit Zeichnungen großer französischer Künstler zu hören, die ich für dich in Paris gekauft habe. Bitte sie, zu kommen und sie anzusehen; du wirst dann hören, ob sie einige Kopien anfertigen kann. Sage ihr auch, wenn du willst, dass ich mich freuen würde, ihre Bekanntschaft zu machen.«

Er fühlte deutlich ihr Herz an seiner Brust schlagen. Aus Furcht, dass sie alle Gewalt über sich verlieren könnte, versuchte er, ihr zu helfen, indem er einen leichteren Ton anschlug.

»Was ist das für eine Erfindung von dir?« sagte er. »Wenn mein Weib mich jemals versuchte zu täuschen, werde ich nur ein Kind in ihren Händen sein.«

Sie erhob sich plötzlich vom Sofa, küsste ihn auf die Stirn und sagte erregt: »Es wird besser für mich sein, zu Bett zu gehen.«

Bevor er sich erheben oder sprechen konnte, hatte sie ihn verlassen.«

X.

Am folgenden Morgen klopfte er an die Tür des Zimmers seiner Frau und fragte, wie sie die Nacht verbracht habe.

»Ich habe schlecht geschlafen«, antwortete sie, »und ich muss dich bitten, meine Abwesenheit beim Frühstück zu entschuldigen.«

Sie rief ihm nach, als er sich eben entfernen wollte.

»Denke daran«, sagte sie, »wenn du heute aus der Ausstellung zurückkehrst, dass ich erwarte, dich nicht allein kommen zu sehen!«

Drei Stunden später war er wieder zu Hause. Die junge Dame hatte sich zur Anfertigung der Kopien bereit erklärt; sie war mit ihm zurückgekehrt, um die Zeichnungen zu betrachten. Das Wohnzimmer war leer, als sie eintraten. Er schellte nach der Dienerin seiner Frau und hörte, dass Frau Lismore ausgegangen sei. Da er dies nicht glauben wollte, ging er selbst zu ihrem Zimmer. Sie war nicht zu finden.

Als er nach dem Wohnzimmer zurückkehrte, war es nicht zu verwundern, dass die junge Dame sich verletzt fühlte. Er konnte es wohl entschuldigen, dass sie wegen der Geringschätzung, die ihr zugefügt worden, etwas schlecht gelaunt war; aber er wurde durch die Art – durch die beinahe grobe Art – in der sie sich ausdrückte, ganz außer Fassung gebracht.

»Ich habe mit der Kammerzofe Ihrer Frau gesprochen, während Sie weg waren«, sagte sie; »ich hörte, dass Sie eine alte Dame wegen ihres Geldes geheiratet haben. Sie ist natürlich eifersüchtig auf mich?«

»Ich bitte Sie doch, Ihre Meinung zu ändern«, entgegnete er. »Sie tun meiner Frau unrecht; sie ist eines solchen Gefühls, wie Sie es ihr zuschreiben, unfähig.«

Die junge Dame lachte.

»Sie sind doch ein guter Ehegatte«, sagte sie spöttisch. »Falls Sie die Wahrheit sagen wollten, würden Sie sie nicht lieber haben, wenn sie jung und hübsch wie ich wäre?«

Er war nicht mehr bloß überrascht – er fühlte sich geradezu abgestoßen.

Ihre Schönheit hatte ihn so vollständig bezaubert, als er sie zum ersten Mal sah, dass der Gedanke, irgendeinen Mangel an Bildung und guter Erziehung mit solch einem reizenden Wesen zu verbinden, ihm niemals gekommen wäre. Die Enttäuschung war bei ihm so vollständig, dass er schon durch den Ton ihrer Stimme unangenehm berührt wurde; ebenso unangenehm, wie durch das rücksichtslose Kundgeben ihrer schlechten Laune, die sie zu verbergen sich nicht die geringste Mühe gab.

»Ich gestehe, Sie überraschen mich«, sagte er kalt.

Diese Bemerkung brachte keine Wirkung auf sie hervor. Im Gegenteil, sie wurde nur noch unverschämter.

»Ich habe eine glückliche Idee!« fuhr sie fort, »und Ihre alberne Weise, einen Scherz aufzunehmen, ermutigt mich nur: Gesetzt, Sie könnten Ihre verdrießliche alte Frau, die mich beleidigt hat, in das liebliche junge Wesen, das je lebte, verwandeln, indem Sie nur den Finger in die Höhe heben, würden Sie es nicht tun?«

Jetzt war seine Geduld erschöpft.

»Ich möchte nicht die Rücksicht vergessen«, sagte er, »die man einer Frau schuldig ist. Sie lässt mir nur einen Ausweg.

Er erhob sich, um das Zimmer zu verlassen. Sie eilte zur Tür, als er sprach, und stellte sich ihm in den Weg. Er machte eine Bewegung, an ihr vorüber zu kommen. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals, küsste ihn leidenschaftlich und flüsterte, die Lippen an seinem Ohr:

»O Ernst! Vergib mir! Hätte ich dich bitten dürfen, mich wegen meines Geldes zu heiraten, wenn ich nicht Zuflucht zu einer Verkleidung genommen hätte?«

XI.

Als er sich wieder etwas gefasst hatte, schob er sie von sich zurück.

»Hat die Täuschung jetzt ein Ende?« fragte er ernst. »Soll ich Ihnen in Ihrer neuen Rolle vertrauen?«

»Sie sollen nicht strenger gegen mich sein, als ich es verdiene«, antwortete sie freundlich. »Hörten Sie von Fräulein Max, der Schauspielerin?«

Er fing an, sie zu verstehen.

»Vergeben Sie mir, wenn ich hart zu Ihnen sprach«, sagte er. »Sie haben mich auf eine harte Probe gestellt.«

Sie brach in Tränen aus. »Liebe«, murmelte sie, »ist meine einzige Entschuldigung.«

Dieses Wort gewann ihr seine Verzeihung. Er nahm ihre Hand und ließ sie an seiner Seite sich niedersetzen.

»Ja«, sagte er, »ich habe von Fräulein Max und von ihrer wunderbaren Gewalt der Darstellung gehört; ich habe stets bedauert, sie niemals auf der Bühne gesehen zu haben.«

»Hörtest du etwas mehr von ihr, Ernst?«

»Ja, ich hörte, dass sie ein Muster von Sittsamkeit sei und dass sie ihren Beruf auf der Höhe ihres Erfolges aufgab, um einen alten Mann zu heiraten.«

»Willst du mit mir auf mein Zimmer kommen?« fragte sie. »Ich habe dort etwas, das ich dir zeigen möchte.«

Es war die Abschrift des Testamentes ihres ersten Gatten.

»Lies die Zeilen oben auf der Seite, Ernst! Lass meinen verstorbenen Gatten für mich sprechen.«

Er las:

»Meine Gründe, Fräulein Max zu heiraten, müssen an dieser Stelle dargetan werden, um ihr, und ich wage hinzuzufügen, mir selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich empfand das aufrichtigste Mitgefühl für ihre Lage. Sie stand ohne Vater, Mutter oder Freunde da; eins von den armen verlassenen Kindern, denen die Barmherzigkeit des Findelhauses ein Heim gewährt. Ihr späteres Leben auf der Bühne war das Leben einer tugendhaften Frau: von Verworfenen verfolgt und beschimpft von gemeinen Geschöpfen, die um sie waren, und denen sie ein Gegenstand des Neides wurde. Ich bot ihr ein Heim an und den Schutz eines Vaters – auf die einzig mögliche Weise, die die Welt als unser würdig anerkennen wollte. Meine Erfahrung über sie seit unserer Verheiratung war die unwandelbarer Güte, Liebenswürdigkeit und gesunden Sinnes.

Sie hat die Probe, die ihre Stellung ihr auferlegte, so glänzend bestanden, dass ich wünsche, sie erhalte noch in diesem Leben ihre Belohnung dafür. Ich ersuche sie, einen zweiten Gemahl zu wählen, was nicht eine bloße Form sein würde. Ich bin überzeugt, dass sie gut und verständig wählen wird, dass sie das Glück eines Mannes ausmachen wird, der ihrer würdig ist, dass sie als Gattin und Mutter ein unübertreffliches Muster in der gesellschaftlichen Stellung sein wird, die sie einnimmt.

Zum Beweis der innigen Aufrichtigkeit, mit der ich ihren Tugenden meine Anerkennung zolle, füge ich diesem meinem letzten Willen folgende Klausel bei.«

Diese aber kannte Lismore bereits.

»Willst du jetzt glauben, dass ich niemals liebte, ehe ich dein Gesicht zum ersten Mal sah?« fragte sie ihn. »Ich hatte keine Erfahrung, mich vor der Verblendung – Wahnsinn mögen einige Leute es nennen – zu hüten, die ein Weib ergreift, wenn ihr ganzes Herz einem Manne hingegeben ist. Verachte mich nicht, mein Teurer! Sei dessen eingedenk, dass ich dich von Schande und Verderben zu retten hatte. Außerdem verlockten mich meine alten Bühnenerinnerungen. Ich bin in einem Schauspiel aufgetreten, in dem

die Heldin tat, was ich getan habe. Es endigte nicht mit mir, wie es mit ihr im Stücke endete.

Sie konnte sich auf der Bühne an dem Erfolg ihrer Verkleidung erfreuen; ich habe seit unserer Verheiratung manche traurige Stunde des Zweifels und der Scham gehabt.

Als ich es unternahm, dir in meiner wahren Gestalt in der Gemäldeausstellung entgegen zu treten – o, welche Erleichterung, welche Freude fühlte ich, als ich sah, wie du mich bewundertest – war es nicht deshalb, weil ich nicht länger meine Verkleidung hätte tragen können. Ich war ja imstande, mir Stunden der Ruhe von der Aufregung zu verschaffen, nicht allein in der Nacht, sondern auch bei Tage, wenn ich mich, in mein Musikzimmer zurückgezogen, eingeschlossen hatte und meine Kammerfrau vor Entdeckung mich schützte. Nein, mein Herz! Ich eilte zur Enthüllung, weil ich nicht länger den verhassten Triumph meiner eigenen Täuschung ertragen konnte. Ach betrachte dir jenen Zeugen desselben, der mich anklagt. Ich kann ihn nicht einmal mehr sehen!«

Sie verließ ihn plötzlich. Die Schublade, die sie geöffnet hatte, um die Abschrift des Testamentes herauszunehmen, enthielt auch das falsche graue Haar, das sie abgelegt hatte. Sie betrachtete es nur einen Augenblick, dann raffte sie es auf und wandte sich nach dem Kamin.

Lismore nahm es ihr weg, ehe sie ihn erreichen konnte.

»Gib mir es!« sagte er.

»Warum?«

Er zog sie sanft an seine Brust: »Ich darf meine alte Frau nicht vergessen.«

ENDE

Herr Marmaduke und der Pfarrer

I.

Es scheint schon Winter bei uns, am Rande des schottischen Hochlandes, zu sein.

Als der Abend hereinbrach, sah ich zum Fenster hinaus, ehe ich die Fensterläden schloss und die Vorhänge für die Nacht zuzog. Die Wolken verbargen die Gipfel der Hügel auf jeder Seite unseres Tales. Seltsame Nebel zogen von niedrigeren Abhängen weg und kamen ihnen wieder nahe, je nachdem der wechselnde Wind sie trieb. Die sich verdunstenden Gewässer des Sees vor unserem Fenster schienen die kommende Finsternis im voraus anzunehmen. An den entfernteren Hügeln wurden Gießbäche sichtbar, als die Nebel sich teilten, und schlichen wie Silberfäden über den braunen Boden. Es war ein trauriges Bild. Die allgemeine Stille wurde nur durch das Rauschen unseres kleinen Wasserfalles auf der Rückseite des Hauses unterbrochen. Es tat mir nicht leid, die Fensterläden zu schließen und den Blick auf die vier Wände unseres Wohnzimmers zu beschränken.

Dieser Tag war gerade mein Geburtstag. Ich saß beim Braunkohlenfeuer, indem ich auf die Lampe und den Tee wartete und sozusagen von der ausblickfreien Warte meines fünfundfünfzigsten Lebensjahres herab über mein vergangenes Leben nachdachte. Es gab erstaunlich wenig, worauf ich zurückblicken konnte. Seit beinahe dreißig Jahren hatte es der allweisen Vorsehung gefallen, mein Schicksal an diesen entlegenen schottischen Weiler zu binden und mich zum Pfarrer von Cauldkirk mit einem jährlichen Gehalte von vierundsiebzig Pfund Sterling zu machen. Ich und meine Angehörigen sind zusammen in Ruhe älter und älter geworden. Ich habe meine Frau überlebt; ich habe ein Geschlecht meiner Pfarrkinder begraben, ein anderes verheiratet;

ich habe die Abnutzung der Jahre besser ertragen als die Kirche, in welcher ich predige, und das Pfarrhaus, in welchem ich wohne, die beiden jämmerlich baufällig sind und die beide noch auf die frommen Wohltaten reicherer Leute, als ich es bin, rechnen, um die Mittel für eine Baureparatur zu erlangen. Man möge mich nicht missverstehen!

Nicht, dass ich mich über die geringe Stellung beklage, die ich einnehme. Ich habe reichliche Segnungen erfahren und ich danke Gott für dieselben. Ich habe mein bisschen Land und meine Kuh. Ich habe auch meine gute Tochter Felicia, die nach ihrer verstorbenen Mutter genannt ist, aber ihre anmutigen Blicke, wie man meint, eher von mir geerbt hat. Auch lasst mich meine ältere Schwester Judith nicht vergessen, eine freundlose, ledige Person, unter meinem Dache geborgen, deren Gemütsart ich etwas weniger geneigt wünschen könnte, Personen und Dinge von der dunklen Seite zu betrachten, aber der Himmel verhüte, dass ich ihre ausgleichenden Tugenden verleugnen sollte. Nein! Ich bin dankbar für das, was mir von oben gegeben worden, und ergeben bei dem, was mir genommen worden ist.

Mit was für schönen Aussichten trat ich ins Leben ein! Entsprungen von einem guten, alten schottischen Stamme, beglückt mit allen Vorteilen der Erziehung, welche die Einrichtungen Schottlands und Englands abwechselnd bieten konnten; mit einer Laufbahn vor mir als Jurist und im Parlament - und alles gleichsam in den Wind geworfen durch die maßlose Verschwendung meines unglücklichen Vaters; Gott vergib ihm!

Ich zweifle, ob ich fünf Pfund in meiner Börse hatte, als das Mitleid meiner Verwandten mütterlicher Seite mir eine Zufluchtsstätte in Cauldkirk eröffnete und mich vor der Welt für den Rest meines Lebens verbarg.

14. September - So weit hatte ich mein Tagebuch am Abend des dreizehnten geführt, als ein meinem Haushalte und mir selbst so völlig unerwartetes Ereignis eintrat, dass mir die Feder, möchte ich sagen, sogleich aus der Hand fiel.

Es war die Zeit, als wir unseren Tee oder unser Abendessen beendet hatten - ich weiß kaum, wie ich es nennen soll. In der Stille konnten wir hören, wie der Regen sich gegen das Fenster ergoss und der Wind, welcher sich mit der Dunkelheit erhoben hatte, um das Haus heulte.

Meine Schwester Judith, die ihrer Gewohnheit nach die düstere Ansicht vertrat - reichliche Züge guten schwarzen Tees und zwei Vorlagen eines solchen Hammelschenkels, wie nur Schottland ihn hervorbringen kann, hatten nicht die Wirkung, ihre Lebensgeister aufzurichten - meine Schwester, sage ich, bemerkte, dass es diese Nacht auf der See zugrunde gehende Schiffe und ertrinkende Menschen geben würde. Meine Tochter Felicia, das heiterste weibliche Wesen, das ich je gekannt habe, versuchte, den düsteren Prophezeiungen ihrer Tante eine freundlichere Wendung zu geben. »Wenn die Schiffe zugrunde gehen müssen«, sagte sie, »können wir sicherlich hoffen, dass die Menschen gerettet werden.« »Wenn Gott will«, setzte ich hinzu, indem ich damit dem menschenfreundlichen Gefühlsausdruck meiner Tochter den passenden religiösen Ton gab, da war alles, was ihm fehlte - und dann fuhr ich mit meiner Aufzeichnung der Ereignisse und Betrachtungen des Tages fort. Nichts wurde gesprochen. Felicia ergriff ein Buch, Judith ihre Stickerei. - Auf einmal wurde die Stille durch einen Schlag gegen die Haustür unterbrochen. Meine beiden Gesellschafterinnen stießen, wie es die Art der Frauen ist, einen Schrei aus. Ich selbst war bestürzt und wunderte mich, wer draußen in dem Regen und in der Dunkelheit sein könnte. Es musste ein Fremder sein. Mochte es hell oder dunkel sein, jede Person in oder bei Caulskirk, die Einlass wünschte, wusste, wo der Schellengriff an der Seite der Tür zu finden war.

Ich wartete eine Weile, um zu hören, was folgen würde. Der Schlag wurde wiederholt, aber sanfter. Es geziemte mir als Mann und als Geistlicher, ein Beispiel zu geben. Ich ging in den Ausgang hinaus und rief durch die Tür: »Wer ist da?« Die Stimme eines Mannes antwortete - so schwach, dass ich ihn kaum hören konnte: »Ein verirrter Reisender.«

Hierauf drückte sogleich meine freundliche Schwester ihre Ansicht von der Sache durch die offene Tür des Sprechzimmers aus: »Bruder Noah, es ist ein Dieb, lass ihn nicht herein!«

Was würde der barmherzige Samariter an meiner Stelle getan haben? Sicherlich würde er es gewagt und die Tür geöffnet haben. Ich ahmte den barmherzigen Samariter nach.

Ein Mann, der vom Regen troff, wankte, mit einem Ränzchen auf dem Rücken und einem dicken Stock in der Hand, herein und würde, glaube ich, in den Hausgang gefallen sein, wenn ich ihn nicht aufgefangen hätte. Judith guckte aus dem Zimmer und sagte: »Er ist betrunken.« Felicia stand hinter ihr und hielt ein angezündetes Licht in die Höhe, um besser zu sehen, was vorging. »Sieh ihm ins Gesicht, Tante!« sagte sie. »Er ist von Müdigkeit erschöpft, der arme Mann! Bringe ihn herein, Vater, bringe ihn herein!«

Gute Felicia! Ich war stolz auf mein Mädchen. »Er wird den Teppich verderben!« sagte Schwester Judith. Ich entgegnete: »Still! Schäme dich!«, brachte ihn herein und ließ ihn noch tiefend in meinem eigenen Lehnstuhl nieder. Würde der barmherzige Samariter an seinen Teppich oder seinen Sessel gedacht haben? Ich dachte an sie, aber ich blieb Sieger. Ach, wir sind ein in Verfall geratenes Geschlecht in unseren Tagen!

»Sei schnell, Vater!« sagte Felicia, »er wird in Ohnmacht fallen, wenn du ihm nicht etwas gibst!«

»Ich nahm einen von unseren kleinen Trinkbechern heraus (unter uns »Quaigh« genannt) während Felicia auf mein Geheiß nach der Rahmkanne in die Küche eilte. Nachdem ich den Becher mit Kornbranntwein und Rahm in gleichen Teilen gefüllt hatte, bot ich ihm denselben an. Er trank ihn aus, als wenn es ebensoviel Wasser gewesen wäre. »Anregend und nährend im gleichen Grade, Sie werden's spüren, mein Herr«, bemerkte ich ihm. »Wie fühlen Sie sich jetzt?« »Bereit für einen anderen!« erwiderte er.

Felicia lachte laut auf. Ich gab ihm einen anderen. Als ich mich wendete, um ihm den Trank zu geben, trat Schwester Judith auf

mich zu und schnappte die Rahmkanne weg. Niemals war Schwester Judith, auch in ihrer besten Zeit nicht, eine freigebige Person, besonders nicht, wenn es sich um Rahm handelte. Er reichte mir den leeren Becher zurück. »Ich glaube, mein Herr, Sie haben mir das Leben gerettet«, sagte er. »Im Namen der Vorsehung«, setzte ich hinzu. »Aber ich möchte bemerken, wenn ich den Zustand Ihrer Kleider betrachte, dass ich Ihnen noch einen anderen Dienst anzubieten habe, ehe Sie uns erzählen, wie Sie in diesen bejammernswerten Zustand gerieten.«

Mit dieser Erwiderung führte ich ihn die Treppe hinauf, legte die spärlichen Schätze meines Kleiderschranks vor ihn hin und überließ ihm, dieselben so gut als möglich zu benutzen. Er war ein etwas kleiner Mann, ich habe an die sechs Fuß. Als er in meinen Kleidern zu uns herunter kam, hatten wir den fröhlichsten Abend, dessen ich mich seit Jahren erinnern kann.

Ich dachte, Felicia würde in einen Lachkrampf fallen, und selbst Schwester Judith lachte, so eine komische Figur spielte er im geistlichen Kleide.

Was das Missgeschick betrifft, welches ihn betroffen hatte, so bot es ein Beispiel mehr von der unnatürlichen Eilfertigkeit des englischen Reisenden in Gegenden, die ihm unbekannt sind.

Er befand sich auf einer Fußtour durch Schottland und er hatte sich gerühmt, ohne Führer von einer Stadt zwanzig Meilen zu Fuß quer über das schottische Hochland zu einer anderen Stadt zu gehen.

Einzig ein Wunder war es, dass er seinen Weg nach Cauldkirk fand, anstatt an seinem Wagnis in dem einsamen Hügelland zugrunde zu gehen.

»Wollen Sie heute abend in Ihrem Gebete zum Throne der Gnade Ihren Dank für Ihre Errettung darbringen?« fragte ich ihn. Und er antwortete: »Gewiss will ich dies!«

Wir haben im Pfarrhause ein Zimmer übrig, aber es ist seit mehr als einem Jahre nicht bewohnt worden. Wir machten ihm daher sein Bett für diese Nacht auf dem Sofa des Empfangszimmers und so ließen wir ihn mit dem Feuer an einer Seite seines Lagers und dem Branntwein nud dem Hammelschinken an der anderen für den Fall der Not. Er nannte seinen Namen, als wir ihm gute Nacht wünschten: Marmaduke Felmer von Lonion, Sohn eines jetzt verstorbenen Geistlichen der englischen Staatskirche. Es war klar, will ich hinzufügen, dass wir, ehe er sprach, die Gastfreundschaft des Pfarrhauses einem Manne von seiner Bildung gewährt hatten.

15. September. Ich habe einen besonders angenehmen Tag zu verzeichnen, den wir teils der Rückkehr des schönen Wetters, teils den geselligen Talenten unseres Gastes verdankten.

Wieder in seiner eigenen Kleidung, war er, obschon es ihm an Höhe des Wuchses fehlte, doch ein Mann im schönsten Ebenmaß mit bemerkenswert kleinen Händen und Füßen; er hatte ein geistreiches, ausdrucksvolles Gesicht und große, dunkle Augen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit des Blickes. Er war von angenehmem und heiterem Temperament, das sich über Geringfügiges freuen konnte, und in liebenswürdiger Weise bereit, seine Talente uns allen angenehm zu machen.

Zudem konnte eine Person von meiner Erfahrung und Einsicht nicht wohl übersehen, dass er am zufriedensten in Gesellschaft mit Felicia war. Ich habe schon die anmutigen Blicke und die weiblichen Vorzüge meiner Tochter erwähnt. Es war natürlich, dass ein junger Mann, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, welcher vor seinem einunddreißigsten Geburtstag stand, zu einem schönen Mädchen von vierundzwanzig Jahren sich hingezogen fühlte. In derartigen Dingen habe ich immer, meiner eigenen Jugend wohl eingedenk, eine freiere Ansicht vertreten.

Als der Abend hereinbrach, nahm ich mit Bedauern eine gewisse Veränderung an unserem Gaste zum Schlimmern wahr. Er zeigte Müdigkeit, schlief mehrmals auf seinem Stuhle ein, wachte wieder auf und ein Zittern durchlief seinen Körper. Das Reserve-Zimmer war

jetzt wohlgelüftet und hatte ein hellloderndes Feuer den ganzen Tag gehabt.

Ich bat ihn, keine Umstände zu machen und sich sogleich zu Bett zu begeben.

Felicia, welche die Zubereitung von ihrer ausgezeichneten Mutter gelernt hatte, machte ihm einen warmen Schlaftrunk von Eiern, Zucker, Muskatnuss und Spirituosen, ebenso köstlich für den Geruch wie für den Geschmack.

Schwester Judith wartete, bis er die Tür hinter sich geschlossen hatte, und erfreute mich dann mit einer ihrer Unglücksweissagungen. »Du wirst den Tag bereuen, Bruder, an dem du ihn in das Haus einließest; er ist nahe daran, in unseren Händen krank zu werden.«

II.

28. November. Gott sei gepriesen für all seine Barmherzigkeit!

An diesem Tage gesellte sich unser Gast Marmaduke Felmer zum ersten Mal seit seiner Krankheit zu uns unten in der Wohnstube. Er war durch das zehrende, rheumatische Fieber welches ihn dem Tode nahe brachte, körperlich ganz heruntergekommen. Aber er ist noch jung und der Arzt zweifelt (menschlich gesprochen) nicht an seiner schnellen und gänzlichen Wiederherstellung. Meine Schwester hat die entgegengesetzte Ansicht. Sie bemerkte in seiner Gegenwart, dass niemand je ein rheumatisches Fieber vollständig überwunden habe. O Judith, Judith, es ist gut für die Menschheit, dass du eine ledige Person bist! Wenn vielleicht irgend ein Mann verzweifelt genug gewesen wäre, solch eine Frau durch die Ehe an sich zu fesseln, was für eine schwarzblickende Nachkommenschaft würde von dir hergekommen sein!

Wenn ich mein Tagebuch in den zwei letzten Monaten oder etwas mehr überblicke, finde ich eine eintönige Aufzeichnung der Leiden des armen Burschen, welche, wie ich mit Freuden hinzufüge, durch die hingebenden Dienste meiner Tochter am Krankenbette des Mannes erleichtert und gelindert wurden.

Mit einiger Hilfe von ihrer Tante (am bereitwilligsten gewährt, als die Todesgefahr am größten war) und mit den notwendigen Diensten, welche von zwei bejahrten Frauen aus Cauldkirk abwechselnd verrichtet wurden, hätte ihn Felicia nicht sorgsamer gepflegt haben können, wenn er ihr eigener Bruder gewesen wäre.

Zur Hälfte gebührte das Verdienst, ihn durchgerissen zu haben, wie der Arzt selbst bekannte, der besonnenen jungen Wärterin, die während der schlimmsten Zeit der Krankheit immer hilfsbereit war und während der folgenden langwierigen Genesung nie ihre Heiterkeit verlor.

Ich muss auch zu Gunsten Marmadukes erwähnen, dass er in der Tat, wie sich's gebührte, dankbar war.

Wenn ich ihn in das Besuchszimmer führte und er Felicia, lächelnd und für ihn die Kissen klopfend, am Lehnstuhl wartend sah, nahm er sie bei der Hand und brach in Tränen aus. Teilweise Schwäche, kein Zweifel - aber im Grunde aufrichtige Dankbarkeit, dessen bin ich ebenso gewiss.

29. November. Indessen gibt es Grenzen selbst für die aufrichtige Dankbarkeit. Dieser Wahrheit gegenüber scheint Herr Marmaduke nicht vorsichtig genug zu sein. Als ich heute bald nach Mittag in die Wohnstube trat, fand ich unseren genesenden Gast und seine Pflegerin allein. Sein Kopf ruhte auf ihrer Schulter; sein Arm war um ihre Taille geschlungen und (die Wahrheit über alles) Felicia küsste ihn.

Ein Mann mag von einer freien Geistesrichtung sein und kann sich doch entschieden der Freiheit entgegenstellen, wenn sie die Form von unerlaubtem Umarmen und Küssen annimmt, wenn die Person seine eigene Tochter und der Ort sein eigenes Haus ist.

Ich winkte dem Mädchen, uns zu verlassen und ging auf Herrn Marmaduke zu; aber als die Meinung über seine Aufführung mir gerade in Worten über die Lippen kam, versetzte er mich in Erstaunen, indem er um die Hand Felicias bat.

»Sie brauchen keinen Zweifel zu hegen, ob ich imstande bin, Ihrer Tochter eine behagliche und achtbare Stellung zu bieten«, sagte er, »ich habe ein festes Einkommen von achthundert Pfund das Jahr.«

Sein Entzücken über Felicia, seine Beteuerungen, dass sie die erste Frau sei, die er je wirklich geliebt habe, seine gottlose Erklärung, dass er zu sterben vorziehe, wenn ich es ablehnte, ihn ihr Gatte werden zu lassen - alle diese Schnörkel, wie ich sie nennen möchte, gingen mir zu einem Ohr hinein und zum anderen heraus.

Aber achthundert Pfund Sterling fürs Jahr, die gleichsam in einer goldenen Lawine in das Gemüt eines schottischen Geistlichen hineinfuhren, der seit dreißig Jahren je vierundsiebzig Pfund vor sich zu sehen gewöhnt war, achthundert Pfund jährlich in der Tasche eines jungen Mannes, das, sage ich, überwältigte mich vollständig.

Ich konnte gerade nur antworten: »Warten Sie bis morgen!« und eilte hinaus, um meine Selbstachtung wieder zu erlangen, wenn dies irgendwie möglich sein sollte. Ich nahm meinen Weg durch das Tal. Die Sonne schien wundervoll. Als ich meinen Schatten an der Seite des Hügels erblickte, sah ich das goldene Kalb als einen wesentlichen Teil meines Selbst, das die Inschrift in Flammenbuchstaben trug: »Hier ist ihrer noch eines.«

30. November. Ich habe für den gestrigen Abfall Ersatz geleistet; ich habe gehandelt, wie es meiner väterlichen Würde und meinem heiligen Berufe geziemt. Die Versuchung, anders zu handeln, hat nicht gefehlt. Schwester Judiths Rat war: »Versichere dich, dass er zunächst das Geld bekommt und nagele ihn ums Himmels willen fest.«

Herrn Marmadukes Vorschlag war folgender: »Machen Sie irgendwelche beliebige Bedingungen, sofern Sie mir nur Ihre Tochter geben!« Und endlich Felicias Bekenntnis:

»Vater, mein Herz hängt an ihm, es gehört ihm. O, sei nicht zum ersten Mal in deinem Leben unfreundlich gegen mich!«

Aber ich blieb fest. Ich weigerte mich, irgendetwas weiter über den Gegenstand von einem von ihnen in den nächsten sechs Monaten zu hören. »Ein so wichtiges Vorhaben, als es das Wagnis einer Heirat ist«, sagte ich, »soll nicht in einem plötzlichen Anlaufe ausgeführt werden. Sobald Herr Marmaduke reisen kann, ersuche ich ihn, uns zu verlassen und nicht vor sechs Monaten zurückzukehren. Wenn er nach dieser Zeit noch derselben Meinung ist, auch meine Tochter noch ebenso denkt, lass ihn nach Caulskirk zurückkehren und vorausgesetzt, dass ich in jeder anderen Hinsicht befriedigt werde - mag er bei mir um dich werben.«

Es gab Tränen, es gab Beteuerungen; ich blieb unerschütterlich. Eine Woche später verließ uns Marmaduke, um in kleinen Tagereisen sich nach dem Süden zu begeben. Ich bin kein harter Mann. Ich belohnte die Liebenden für ihren Gehorsam dadurch, dass ich Schwester Judith aus dem Wege hielt und sie ihre Abschiedsworte einschließlich Zubehör unter vier Augen sagen ließ.

III.

28. Mai. Ein Brief von Marmaduke, welcher mich benachrichtigt, dass ich ihn zu Caulskirk erwarten möchte, genau beim Ablauf der sechsmonatlichen Frist: am 7. Juni.

Indem er zu diesem Zwecke schrieb, fügte er ein rechtzeitiges Wort in Betreff seiner Familie bei. Seine beiden Eltern waren tot; sein einziger Bruder hatte eine Zivilstellung in Indien, deren Ort genannt war. Sein Oheim (seines Vaters Bruder) war Kaufmann und in London wohnhaft, und auf diesen nahen Verwandten bezog er sich, wenn ich Nachforschungen über ihn zu machen wünschte. Es folgten die Namen seiner Bankiers, die ermächtigt seien, mir jede Auskunft über seine Vermögensverhältnisse zu geben. Nichts konnte klarer und redlicher sein. Ich schrieb an seinen Oheim und an seine Bankiers. In beiden Fällen waren die Antworten vollkommen befriedigend - nicht im geringsten Grade zweifelhaft, keine Ausflüchte, keine Geheimnisse.

Mit einem Worte, Marmaduke selbst war vollständig verbürgt und Marmadukes Einkommen war in Wertpapieren angelegt, die jede Besorgnis oder Zweifel ausschlossen. Selbst Schwester Judith, die geneigt war und eifrig versuchte, irgendein Loch in die Auskunft zu stechen, konnte daran nichts aussetzen.

Der letzte Satz in dem Briefe Marmadukes war der einzige Teil desselben, der mir beim Lesen keine Freude machen konnte. Er überließ es mir, den Tag für die Hochzeit festzusetzen, und bat mich, dies sobald als möglich zu tun.

Ich bekam einen Anfall von Herzweh, wenn ich daran dachte, mich von Felicia zu trennen und mit niemand als mit Schwester Judith zu Hause zurückzubleiben.

Indessen überwand ich dies damals; nachdem ich mich mit meiner Tochter beraten hatte, entschieden wir uns, einen Tag - vierzehn Tage nach der Ankunft Marmadukes - zu bestimmen; den 21. Juni.

Dies gab Felicia Zeit für ihre Vorbereitungen, außerdem bot es mir Gelegenheit, mit dem Charakter meines Schwiegersohnes besser bekannt zu werden.

Die glücklichste Heirat stellt unzweifelhaft ihre Forderungen an die menschliche Geduld, und ich war neben anderem besorgt, mich über das gute Gemüt Marmadukes zu vergewissern.

IV.

22. Juni. Die glückliche Veränderung in dem Leben meiner Tochter - lasst mich nichts von der Veränderung in meinem eigenen Leben sagen - ist gekommen; sie wurden gestern verheiratet.

Das Pfarrhaus ist eine Einöde und Schwester Judith war mir nie eine so unsympathische Gefährtin, als wie ich sie jetzt empfand. Ihre letzten Worte an das junge Paar, als es wegfuhr, waren: »Der Herr helfe euch beiden; all euer Kummer steht euch noch bevor.«

Ich hatte nicht die Kraft, den Tagebuchsbericht gestern abend wie gewöhnlich zu schreiben. Felicias Abwesenheit drückte mich völlig

nieder. Ich, der ich so oft andere in ihrer Betrübniß aufgerichtet hatte, konnte für mich selbst keinen Trost finden. Selbst jetzt, wo der Tag vorüber ist, kommen mir die Tränen in die Augen, wenn ich nur davon schreibe. Traurige, traurige Schwäche!

Ich will mein Tagebuch schließen und die Bibel öffnen - lasst mich wieder mir selbst gehören!

23. Juni. Ergebener seit gestern, in einer geziemenderen und frömmeren Gemütsverfassung. Gottes heiligem Willen gehorsam und zufrieden in dem Glauben, dass meiner teuren Tochter Ehe eine glückliche sein werde.

Sie sind auf ihrer Hochzeitsreise durch Frankreich nach der Schweiz gekommen. Ich war alles andere eher als erfreut, als ich hörte, dass mein Schwiegersohn vorhatte, Felicia, in jenen Pfuhl der Sünde, nach Paris, mitzunehmen. Er weiß schon, was ich über Bälle, Theater und ähnlichen Teufels-Zeitvertreib denke und zu welchen Ansichten hierüber ich meine Tochter erzogen habe; der Gegenstand war in unserer Unterhaltung während der letzten Woche mehrfach berührt worden. Dass er daran denken konnte, mein Kind an den Hauptschauplatz unanständiger Tänze und abscheulicher Schauspiele, zu deklamierenden Schelmen und geschminkten Weibspersonen mitzunehmen, war wirklich ein schwerer Schlag für mich. Indessen söhnte mich Felicia zuletzt damit aus. Sie erklärte, dass, indem sie nach Paris gehe, ihr einziger Wunsch sei, die Gemäldegalerien, die öffentlichen Gebäude zu sehen und den hübschen äußeren Anblick der Stadt im allgemeinen zu genießen.

»Deine Ansichten, Vater, sind auch die meinigen«, sagte sie, »und Marmaduke wird sicherlich die Anordnungen so treffen, dass wir nicht einen Sonntag in Paris zuzubringen brauchen.«

Marmaduke mit seinem so guten Gemüt, von dem ich mehr als einen erfreulichen Beweis erhalten habe, willigte nicht allein ein, sondern versicherte mir überdies, dass es ihm selbst persönlich eine Beruhigung sein würde, wenn sie an den Bergen und Seen

angelangt seien. So war diese Angelegenheit glücklich geordnet. Mögen sie gehen, wohin sie wollen, Gott segne und beglücke sie!

Wenn ich von Beruhigung spreche, muss ich erwähnen, dass Judith zum Besuche einiger Freundinnen nach Aberdeen gegangen ist. »Du wirst schon durch dich selbst hier unglücklich genug sein«, sagte sie beim Weggehen. Reine Eitelkeit und Selbstgefälligkeit! Mag es Ergebung in ihre Abwesenheit, oder mag es die natürliche Macht des Gemütes sein, ich fing an, ruhiger und gelassener in dem Augenblicke zu sein, wo ich allein war und dieses Glück des Gefühls hat seither ununterbrochen fortgedauert.

V.

5. September. Eine plötzliche Veränderung in meinem Leben, die ich nur mit Bestürzung aufzuzeichnen vermag.

Ich gehe nach London!

Meine Absicht bei diesem so ernsten Schritt ist zwiefacher Art. Ich habe ein größeres und ein geringeres Ziel vor Augen. Das größere ist, meine Tochter zu sehen und selbst zu urteilen, ob gewisse Zweifel über die Lebensfrage ihres Glückes, welche mich jetzt Tag und Nacht quälen, unglücklicherweise auf Wahrheit beruhen.

Sie und ihr Gatte kehrten im August von ihrer Hochzeitsreise zurück und nahmen ihren Aufenthalt in Marmadukes neuem Wohnsitz in London.

Bis zu dieser Zeit waren Felicias Briefe an mich in voller Wahrheit die Wonne meines Lebens - sie war so vollkommen glücklich, so voll Staunen und Freude über all die wundervollen Dinge, welche sie sah, so voll von Liebe und Bewunderung für den besten Gatten, welcher je gelebt. Seit ihrer Rückkehr nach London bemerkte ich eine vollständige Veränderung. Sie brachte keine bestimmte Frage vor, aber sie schreibt in einem Tone des überdrusses und der Unzufriedenheit; sie sagt fast nichts von Marmaduke, und sie verharrte fortwährend auf der einen Idee, dass ich nach London gehe und sie besuche.

Ich hoffe von ganzem Herzen, dass ich unrecht habe; aber die seltenen Anspielungen auf ihren Gemahl und der beständig wiederholte Wunsch, ihren Vater zu sehen, während sie noch nicht drei Monate verheiratet ist, scheinen mir schlimme Zeichen zu sein. Kurz, meine Besorgnis ist zu groß, als dass ich sie länger ertragen könnte.

Ich habe meine Angelegenheiten so mit einem meiner Amtsbrüder geordnet, dass ich frei bin, um wohlfeil mit einem Dampfer nach London zu reisen, und ich beginne morgen die Reise.

Der geringere Zweck meiner Reise mag in zwei Worten abgetan werden. Da ich mich schon entschieden habe, nach London zu gehen, will ich bei dem reichen Edelmann vorsprechen, welcher all das Land in der Umgegend besitzt, und ihm den jämmerlichen und wirklich gefährlichen Zustand der Pfarrkirche und den Mangel an Mitteln, die notwendige Reparatur vorzunehmen, vorstellen. Wenn ich mich gut aufgenommen finde, werde ich auch ein Wort für das Pfarrhaus einlegen, welches fast in einer ebenso jämmerlichen Beschaffenheit ist wie die Kirche. Mein Grundherr ist ein reicher Mann - möchte sein Herz und seine Börse mir geöffnet sein!

Schwester Judith packte meinen Mantelsack. Nach ihrer Gewohnheit sagt sie das Schlimmste voraus: »Vergiss nie«, bemerkt sie, »dass ich dich vor Marmaduke in der ersten Nacht warnte, als er das Haus betrat.«

VI.

10. September. Nach mehreren Hindernissen zu Wasser und zu Lande wurde ich endlich in der Nähe des Tower gestern nachmittag ans Ufer gesetzt. Gott helfe uns, meine schlimmsten Vorahnungen sind verwirklicht worden! Meine geliebte Felicia bedarf meiner aufs dringendste. Ich kann nicht leugnen, dass ich das Haus meines Schwiegersohnes in einer beunruhigten und gereizten Gemütsverfassung betrat. Zuerst wurde ich durch die beinahe endlose Reise von dem Flussquai bis zum Westende von London,

wo Marmaduke wohnt, auf die Probe gestellt in dem lärmenden und unbequemen Fuhrwerk, welches man eine Droschke nennt.

Dann wurde ich durch einen Zwischenfall geärgert und beunruhigt, welcher noch auf der endlosen Reise von Osten nach Westen in einer Straße dicht an dem Markt vor Covent-Garden stattfand. Wir hatten uns gerade einem großen Gebäude genähert, welches sehr verschwenderisch mit Gas erleuchtet war, und an welchem ungeheuere farbige Plakate ausgehängt waren, auf welchen nichts als der Name Barrymore stand. Die Droschke stand plötzlich still, und indem ich herausschaute, um zu sehen, was für ein Hindernis vorhanden sein möchte, entdeckte ich einen gewaltigen Auflauf von Männern und Frauen, quer über das Trottoir und die Straße sich ziehend, sodass es unmöglich schien, an ihnen vorbeizukommen. Ich befragte den Kutscher, was diese Volksversammlung zu bedeuten habe. »O«, sagte er, »Barrymore hat wieder etwas Neues im Werk.« Da diese Antwort mir vollständig unverständlich war, bat ich um weitere Erklärung und erfuhr, dass Barrymore der Name eines Schauspielers war, der bei der Masse in Gunst stand, dass das Gebäude ein Theater war, und dass alle diese Geschöpfe mit unsterblicher Seele warteten, bis dass die Türen geöffnet wurden, um Plätze zum Schauspiel zu bekommen.

Die Gefühle des Kummers und des Unwillens, die durch diese Entdeckung verursacht wurden, nahmen mich so in Anspruch, dass ich nicht bemerkte, wie der Kutscher versuchte, durchzukommen, wo die Menge weniger dicht zu sein schien, bis das beleidigte Volk das Weiterfahren übelnahm. Einige von ihnen ergriffen die Zügel des Pferdes, andere waren daran, den Kutscher vom Bock zu zerren, als die Polizei vorsorglich sich einmischte. Unter ihrem Schutz zogen wir uns zurück und erreichten unsere Bestimmung in Sicherheit auf einem anderen Wege. Ich erwähne dieses sonst unwichtige Begebnis, weil es mich kränkte und empörte, wenn ich an die Seelen der Leute dachte und so mein Gemüt unfähig machte, einen heiteren Eindruck von irgendetwas anderem zu erhalten. Unter diesen Umständen gab ich mich der Hoffnung hin, die Sachlage hinsichtlich des ehelichen Lebens meiner Tochter übertrieben zu haben.

Mein gutes Mädchen erstickte mich fast mit Küssen. Als ich endlich dazu kam, sie zu betrachten, fand ich, dass sie blass, erschöpft und ängstlich aussah. Es ist die Frage: Würde ich zu diesem Schluss gelangt sein, wenn ich vorhin nicht der gottlosen Verschwendung in London begegnet und wenn ich behaglich in einem bequemen Fuhrwerk gefahren wäre?

Sie hatten ein kräftiges Mahl für mich bereitet, und, wie ich's gerne habe, einen echt reinen schottischen Branntwein. Jetzt bemerkte ich wieder, dass Felicia sehr wenig aß, und Marmaduke gar nichts. Er trank auch Wein - und, guter Himmel, Champagner! - sicherlich eine unnötige Geldverschwendung, wenn es Branntwein auf dem Tische gab. Als mein Appetit befriedigt war, verließ mein Schwiegersohn das Zimmer und kehrte mit dem Hute in der Hand zurück. »Sie und Felicia haben über manches an diesem ersten Abend miteinander zu plaudern. Ich will euch für eine Weile verlassen, - ich würde euch nur im Wege sein.«

So sprach er. Vergebens versicherte ihm seine Frau und ich, dass er durchaus nicht im Wege sei. Er küsste ihr die Hand, lächelte verbindlich und verließ uns.

»Da, Vater!« sagte Felicia. »In den letzten zehn Tagen ging er aus wie diesmal und ließ mich während des ganzen Abends allein. Als wir zuerst aus der Schweiz zurückkehrten, verließ er mich in derselben geheimnisvollen Weise, nur war es damals nach dem Frühstück. Jetzt bleibt er bei Tage zu Hause und geht abends aus.«

Ich fragte, ob sie ihn nicht aufgefordert habe, ihr eine Erklärung zu geben. »Ich weiß nicht, was ich aus seiner Erklärung machen soll«, sagte Felicia. »Als er bei Tag wegging, sagte er mir, er habe Geschäfte in der Stadt. Seitdem er sich darauf verlegt, abends auszugehen, sagt er, er gehe in seinen Klub.« »Hast du gefragt, wo sein Klub ist, meine Teure?« »Er sagt, es sei in Pall Mall. Es gibt Dutzende von Klubs in jener Straße, und er hat mir nie den Namen seines Klubs gesagt. Ich bin vollständig von seinem Vertrauen ausgeschlossen. Würdest du es glauben, Vater? ER hat noch nicht einen seiner Freunde bei mir eingeführt, seit wir heimkamen. Ich

bezweifle, ob sie wissen, wo er wohnt, seitdem er dieses Haus mietete.«

Was konnte ich sagen? Ich sagte nichts und sah mich im Zimmer um. Es war mit größter Pracht eingerichtet. Ich bin ein unerfahrener Mann in derartigen Sachen, und teils um meine Neugier zu befriedigen, teils um das Thema des Gespräches zu ändern, wünschte ich das Haus zu sehen. Gottes Gnade behüte uns! Dieselbe Pracht überall! Ich möchte wissen, ob selbst ein Einkommen von achthundert Pfund das Jahr für all das ausreichen kann. Ja, als ich gerade darüber meine Betrachtung machte, durchkreuzte ein in der Tat schrecklicher Argwohn meinen Sinn. Bedeutete diese geheimnisvolle Abwesenheit in Verbindung mit dem ungewöhnlichen Luxus, welcher uns umgab, dass mein Schwiegersohn ein Spieler war? Ein schamloser Kartenmischer oder ein liederlicher Glücksjäger bei Pferderennen? Während ich noch vollständig in den Ahnungen kommenden Unglücks befangen war, legte meine Tochter ihren Arm in dem meinigen, um mich in den oberen Teil des Hauses zu geleiten. Zum ersten Mal bemerkte ich ein Armband von funkelnden Edelsteinen an ihrem Handgelenk. »Doch nicht Diamanten?« fragte ich. Sie antwortete mit so viel Gemütsruhe, als wenn sie die Gemahlin eines Edelmannes gewesen wäre: »Ja, Diamanten - ein Geschenk Marmadukes.« Das war zu viel für mich. Meine Ahnung brach in die Worte aus: »O mein armes Kind! Ich bin in Todesfurcht, dass dein Gemahl ein Spieler ist!« Sie zeigte nicht das Entsetzen, das ich erwartete; sie schüttelte nur den Kopf und fing an zu weinen. »Schlimmeres als das, fürchte ich«, sagte sie.

Ich war versteinert; meine Zunge verweigerte ihren Dienst, während ich sie gerne gefragt hätte, was sie meinte. Die Sünde, die sie beherrschte, die arme Seele, ist der Stolz. Sie trocknete sich rasch die Augen und erwiderte freimütig:

»Ich will nicht darüber weinen. Kürzlich, Vater, gingen wir im Parke spazieren. Eine abscheuliche, kecke, gelbhaarige Frau fuhr an uns in einem offenen Wagen vorüber. Sie warf Marmaduke eine

Kusshand zu und rief: 'Wie geht es Ihnen, Marmy?' Ich war so erbittert, dass ich ihn wegstieß und ihm zurief, er solle gehen und mit seiner Dame eine Spazierfahrt machen. Er brach in ein Gelächter aus. 'Unsinn', sagte er, 'sie kennt mich schon seit Jahren; du verstehst unsere leichten Londoner Sitten nicht.' Wir haben den Streit seitdem beigelegt, aber ich habe meine eigene Meinung von dem Geschöpfe in dem offenen Wagen.«

Vom sittlichen Standpunkt aus war dies schlimmer als alles. Aber logisch betrachtet, konnte es durchaus nicht das diamantene Armband und die prächtige Einrichtung erklären. Wir gingen weiter in den obersten Stock. Er war von dem übrigen Hause durch eine starke Scheidewand von Holz und eine Tür abgeschlossen, die mit grünem Wollenzeug überzogen war.

Als ich die Tür untersuchte, fand ich sie verschlossen. »Ha!« sagte Felicia. »Ich wünschte, dass du es selber sähest.«

Ein noch verdächtigeres Verfahren meines Schwiegersohnes! Er hielt die Tür beständig verschlossen und den Schlüssel in der Tasche.

Wenn seine Frau ihn fragte, was dies bedeute, antwortete er: »Mein Studierzimmer ist dort oben und ich habe es gerne für mich ganz allein.« Nach solch einer Erwidern erlaubte die Wahrung ihrer Würde meiner Tochter nur die eine Antwort: »O, so behalte es nur allein für dich selbst!« Meine böse Ahnung nahm jetzt eine andere Richtung. Ich fragte mich selbst, im Hinblick auf den verschwenderischen Aufwand meines Schwiegersohnes, ob die Lösung des Rätsels nicht vielleicht die Herstellung falscher Banknoten auf der Innenseite der mit Wollenzeug überzogenen Tür sein möchte. Mein Gemüt war damals auf alles vorbereitet. Wir gingen wieder in das Speisezimmer hinunter. Felicia sah, wie meine Lebensgeister am Verlöschen waren, sie kam und setzte sich auf meine Knie. »Genug von meinem Kummer für heute abend, Vater!« sagte sie. »Ich will wieder dein kleines Mädchen sein, und wir wollen von nichts als von Cauldkirk reden, bis Marmaduke zurückkommt.«

Ich bin einer der standhaftesten Männer, die leben; aber ich konnte nicht die heißen Tränen aus meinen Augen zurückhalten, als sie ihren Arm um meinen Hals schlang und diese Worte sagte. Zum Glück saß ich mit meinem Rücken gegen die Lampe; sie bemerkte es daher nicht.

Ein wenig nach 11 Uhr kehrte Marmaduke zurück. Er sah blass und ermüdet aus. Aber noch mehr Champagner und diesmal etwas Essen dazu schien ihn wieder zurechtzubringen: ohne Zweifel, weil er dadurch sich von den Vorwürfen eines schuldigen Gewissens befreite.

Ich war von Felicia vermahnt worden, das Vorgefallene für jetzt vor ihre Gemahl geheim zu halten; so hatten wir, äußerlich betrachtet, zuletzt einen fröhlichen Abend. Mein Schwiegersohn war fast ein ebenso guter Gesellschafter wie immer und erstaunlich fruchtbar in Ratschlägen und Auskunftsmitteln, wenn er sah, dass sie nötig waren. Als er von seiner Frau hörte, bei der ich es erwähnt hatte, dass ich beabsichtigte, dem Grundeigentümer von Cauldkirk und vom Lande ringsumher den verfallenen Zustand der Kirche und des Pfarrhauses vorzustellen, drängte er mich, eine Liste der Ausbesserungen, die am notwendigsten seien, aufzustellen, ehe ich meinem Herrn eine Aufwartung mache.

Dieser Rat, wie lasterhaft und unwürdig auch der Mann sein mochte, der ihn gab, ist nichtsdestoweniger ein gesunder Rat. - Ich werde ihn sicherlich annehmen.

So weit hatte ich am Vormittag mein Tagebuch geschrieben. Da ich zu meinem täglichen Bericht nach Verlauf einiger Stunden zurückkehre, habe ich ein neues Geheimnis seines Unrechts auszuzeichnen. Mein abscheulicher Schwiegersohn scheint jetzt, ich erröte, es zu schreiben, nicht mehr und weniger als ein Genosse von Dieben zu sein!

Nach der Mahlzeit, dem sogenannten Luncheon, erachtete ich es für gut, ehe ich mich an dem Anblick von London ergötzte, der schreienden Not der Kirche und des Pfarrhauses zu gedenken. Mit

meiner geschriebenen Liste versehen, stellte ich mich im Palais Sr. Herrlichkeit vor. Ich wurde sofort benachrichtigt, dass er anderweitig beschäftigt sei und mich unmöglich empfangen könne. Wenn ich wünschte, meines Herrn Sekretär, Herrn Helmsley, zu sehen, könnte ich es tun. Da ich einwilligte, um meine Botschaft nicht gänzlich fehlschlagen zu lassen, wurde ich in das Zimmer des Sekretärs geführt.

Herr Helmsley hörte ganz höflich an, was ich zu sagen hatte; indessen drückte er ernste Zweifel aus, ob Se. Herrlichkeit etwas für mich tun würde, da die Anforderungen an seine Börse schon unerträglich zahlreich seien. Indessen übernahm er es, meine Liste seinem Herrn vorzulegen und mich das Ergebnis wissen zu lassen. »Wo halten Sie sich in London auf?« fragte er. Ich antwortete: »Bei meinem Schwiegersohne, Herrn Marmaduke Falmer.« Ehe ich die Adresse hinzufügen konnte, sprang der Sekretär auf und warf mir meine Liste über den Tisch hin in der unhöflichsten Weise wieder zu.

»Auf mein Wort«, sagte er; »Ihre Anmaßung überschreitet alles, was ich je gehört habe. Ihr Schwiegersohn ist beim Diebstahl des Diamant-Armbandes der gnädigen Frau beteiligt, die Entdeckung wurde vor noch nicht einer Stunde gemacht. Verlassen Sie das Haus, mein Herr, und schätzen Sie sich glücklich, dass ich keine Anweisung habe, Sie der Polizei zu übergeben!« Ich protestierte gegen diese grundlose Beschimpfung in so heftigen Ausdrücken, dass ich diese besser nicht wiederholen will. Als Geistlicher hätte ich trotz jener Herausforderung meine Selbstbeherrschung bewahren sollen.

Das einzige, was ich zunächst tun konnte, war, zu meiner unglücklichen Tochter zurückzufahren. Ihr schuldiger Gatte war bei ihr. Ich war zu zornig, um auf eine passende Gelegenheit zum Sprechen zu warten. Die christliche Demut, welche ich mein ganzes Leben lang als die erste der Tugenden gepflegt habe, schwand in mir. In Ausdrücken glühenden Unwillens erzählte ich ihnen, was vorgefallen war. Die Wirkung war über alle Beschreibung schmerzlich. Die Sache endigte damit, dass Felicia ihrem Gatten das

Armband zurückgab. Der Verworfene lachte in seiner Verstockung über uns. »Wartet, bis ich Seine Herrlichkeit und Herrn Helmsley gesehen habe«, rief er und verließ das Haus.

Hat er die Absicht, ins Ausland zu fliehen?

Felicia glaubte noch immer an ihn nach Frauenart. Sie ist völlig überzeugt, dass irgendein Irrtum vorliegen müsse. Ich selbst bin in stündlicher Erwartung der Ankunft der Polizei.

*

Mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung schreibe ich, ehe ich zu Bette gehe, die unbedenkliche glückliche Erledigung der Angelegenheit mit dem Armband nieder, soweit es Marmaduke angeht. Der Agent, welcher ihm das Juwel verkaufte, wurde gezwungen, zu erscheinen und die Wahrheit zu bekennen. Lady ... ist die schuldige Person; das Armband gehörte ihr; es war ein Geschenk ihres Gatten. Durch Schulden, die sie nicht zu gestehen wagte, in Verlegenheit gesetzt, hatte sie es verkauft. Der Lord entdeckte, dass es nicht mehr vorhanden war; und im Schrecken über seinen Zorn nahm das elende Weib seine Zuflucht zu einer Lüge. Sie erklärte, dass das Armband ihr gestohlen worden sei. Nach dem Namen des Diebes gefragt, nannte die leichtfertige Frau, da ihr im Augenblick kein anderer Name einfiel, den Mann, welcher das Juwel von ihrem Agenten in gutem Glauben gekauft hatte, meinen unglücklichen Schwiegersohn!

O über diese Verruchtheit des modernen Babel! Es war gut, dass ich zu dem Sekretär gegangen war, sonst hätten wir wirklich die Polizei im Hause gehabt.

Marmaduke fand sie in Beratung über den angeblichen Diebstahl. Es gab einen schrecklichen Auftritt voller Heftigkeit und Anklagen im Hause des Lords. Zuletzt kaufte er das Armband wieder zurück. Das Geld meines Schwiegersohnes wurde ihm zurückgegeben, und Herr Helmsley übersandte mir eine schriftliche Entschuldigung. Im Sinne der Welt würde dies vermutlich eine befriedigende Lösung heißen. Nach meiner Meinung ist es nicht so.

Ich gebe bereitwillig zu, dass ich Marmaduke zu voreilig misstraute. Nun soll ich ihm um deswillen sogleich die Stelle wieder einräumen, die er einst in meiner Achtung inne hatte?

Diesen Abend wieder verließ er geheimnisvoll das Haus, indem er mich mit Felicia allein ließ und keine bessere Entschuldigung für sein Betragen hatte, als dass er eine Verabredung getroffen habe. Und dieses tat er, obgleich ich als sein Schwiegervater und sein Gast einen doppelten Anspruch auf seine Rücksicht habe.

11. September. Der Tag begann ganz gut. Beim Frühstück sprach Marmaduke mit Bedauern von dem unglücklichen Ergebnis meines Besuches bei Sr. Herrlichkeit und bat mich, ihn die Liste der Reparaturen einsehen zu lassen.

»Es ist nach jenem Vorfall völlig unnütz, etwas von meinem Grundherrs zu erwarten«, sagte ich. Zudem machte mir Helmsley keinerlei Hoffnung, als ich ihm die Sache erzählte. Marmaduke begehrte noch immer die Liste: »Lass mich versuchen, ob ich einige ausfindig mache, die eine freiwillige Beihilfe zeichnen«, erwiderte er. Das war jedenfalls gut gemeint. Ich gab ihm das Verzeichnis und fing an, etwas von meinem früheren freundschaftlichen Gefühle für ihn wieder zu erlangen. Ach! Der geringe Hoffnungsstrahl erwies sich als von kurzer Dauer.

Wir machten recht angenehme Pläne für den kommenden Tag. Der Sturm brach los, als Felicia zunächst von unseren Plänen für den Abend sprach. »Mein Vater hat nur noch vier Tage, die er bei uns zubringen kann«, sagte sie zu ihrem Manne. »Sicherlich willst du nicht wieder heute abend ausgehen und ihn allein lassen?«

Marmadukes Gesicht umwölkte sich sofort, er sah verlegen und verdrossen aus. Ich saß schweigend da und überließ es ihnen, die Sache unter sich abzumachen.

»Du wirst diesen Abend bei uns zubringen, willst du?« sagte Felicia. »Nein;« er war für den Abend nicht frei. »Was! Wieder eine Einladung? Sicherlich kannst du sie ablehnen.« »Nein; es ist unmöglich, sie abzuweisen.« »Ist es ein Ball oder sonst irgendeine

Partie?« Keine Antwort; er brach das Thema ab und bot Felicia das Geld an, das ihm für das Armband zurückbezahlt worden war. »Kaufe dir jetzt selbst eins, meine Teuere!« Felicia gab ihm das Geld zurück, vielleicht etwas zu hochmütig. »Ich bedarf keines Armbandes«, sagte sie, »ich wünsche abends deine Gesellschaft.«

Er sprang auf, gut gelaunt, wie er war, aber etwas sehr erregt - dann sah er nach mir und bezwang sich, als er, wie ich glaube, auf dem Punkte stand, eine böse Sprache zu führen. »Das ist offenbare Verfolgung!« platzte er heraus, mit einer zornigen Wendung seines Kopfes nach seiner Frau. Felicia stand ebenfalls auf. »Deine Sprache ist eine Beleidigung für meinen Vater und für mich!« Er erschien daraufhin vollständig verwirrt: es war augenscheinlich ihr erster ernstlicher Zank.

Felicia beachtete ihn nicht weiter. »Ich will mich gleich fertig machen, Vater, wir wollen zusammen ausgehen.« Er hielt sie an, als sie eben das Zimmer verlassen wollte, indem er seine gute Stimmung mit einer Schnelligkeit wieder erlangte, die mir gefiel. »Komm, komm, Felicia! Wir haben uns noch nicht gezankt, und wir wollen uns auch jetzt nicht zanken. Lass mich dies eine Mal noch gehen, und ich will die nächsten drei Abende deinem Vater und dir widmen. Gib mir einen Kuss und sei wieder gut!« Meine Tochter tut nichts zur Hälfte. Sie gab ihm, glaube ich, ein Dutzend Küsse, und sie Sache war glücklich abgemacht.

»Aber was wollen wir morgen abend treiben?« fragte Marmaduke, indem er sich zu seiner Frau setzte und ihr die Hand streichelte, die in der seinigen lag. »Nimm uns irgendwohin mit«, sagte sie. Marmaduke lachte. »Dein Vater verwirft die öffentlichen Vergnügungen. Wo wünschst er hinzugehen?« Felicia nahm die Zeitung. »Es wird ein Oratorium in Exeter Hall aufgeführt«, sagte sie, »mein Vater liebt die Musik.« Er wendete sich zu mir. »Sie sind kein Gegner von Oratorien?« »Ich bin kein Musikfeind«, antwortete ich, »solange ich kein Theater zu betreten brauche.« Felicia gab mir die Zeitung. »Um vom Theater zu reden, Vater, hast du gelesen, was sie über das neue Schauspiel sagen? Welches Mitgefühl kann von

einem Theater ausgehen!« Ich sah sie in sprachlosem Erstaunen an. Sie versuchte, deutlicher zu werden.

»Die Zeitung sagt, dass das neue Schauspiel im Dienste der Tugend steht, und dass der große Schauspieler Barrymore mit seiner Aufführung ein Beispiel gegeben hat, welches die Ermutigung durch alle wahrhaft religiösen Leute verdient. Lies, Vater!«

Ich erhob die Hände in Bestürzung. Meine eigene Tochter verdorben! Ihr Vertrauen auf eine Zeitung zu setzen! Mit sündhaftem Interesse von einem Theaterstück und einem Schauspieler zu reden! Sogar Marmaduke zeigte bei diesem beklagenswerten Ausdruck des Abfalls einige Besorgnis. »Es ist nicht ihre Schuld«, sagte er, bei mir vermittelnd. »Die Zeitung ist schuld! Tadeln Sie sie nicht!«

Ich schwieg stille, innerlich entschlossen, für sie zu beten. Kurz nachher gingen ich und meine Tochter aus. Marmaduke begleitete uns eine Strecke und verließ uns an einem Telegraphen-Bureau. »Wem willst du telegraphieren?« fragte Felicia. »Wieder ein Geheimnis?« Er antwortete: »Eigene Geschäfte, meine Teure!« und ging ins Bureau.

12. September. Steht das Haus meines erbärmlichen Schwiegersohnes unter einem Fluche? Die gelbhaarige Frau fuhr diesen Morgen um halb elf im offenen Wagen an der Tür vor und war in großer Aufregung. Felicia und ich sahen sie vom Balkon des Gesellschaftszimmers aus, eine große Frau in prächtigen Kleidern. Sie klopfte mit eigener Hand an der Tür und rief erregt: »Wo ist er? Ich muss ihn sehen!« Beim Tone ihrer Stimme eilte Marmaduke, der mit seinem Hündchen im Gesellschaftszimmer spielte, die Treppe hinab und auf die Straße hinaus. »Schweigen Sie!« hörten wir ihn sagen. »Was wollen Sie hier?« Was sie antwortete, konnten wir nicht hören; sie weinte sicherlich. Marmaduke stampfte mit dem Fuße auf das Pflaster wie jemand, der außer sich ist, dann nahm er sie rauh beim Arm und führte sie in das Haus. Ehe ich ein Wort äußern konnte, ließ mich Felicia stehen und flog ungestüm die Treppe hinab. Sie war gerade unten, als sie den Speisesaal verschließen hörte. Indem ich ihr folgte, verhütete ich, dass das arme

eifersüchtige Geschöpf an der Tür Lärm machte. Gott vergib mir; da ich nicht wusste, wie ich sie sonst beruhigen sollte, erniedrigte ich mich, indem ich ihr riet, sie zu behorchen. Sie öffnete rasch die Tür zum Zimmer hinter dem Speisesaal und winkte mir, zu folgen. Ich zögerte natürlich. »Ich werde wahnsinnig«, flüsterte sie, »wenn du mich allein lässt.« Was konnte ich tun? Ich erniedrigte mich zum zweiten Mal. Für mein eigenes Kind! Aus Mitleid für mein eigenes Kind!

Wir hörten durch die dünnen, modernen Flügeltüren gerade, als er im höchsten Zorne und sie in größter Verzweiflung war. Wir hörten sie, als sie sprachen. »Wie machten Sie ausfindig, wo ich wohne?« sagte er. »O, Sie schämen sich meiner?« entgegnete sie. »Helmsley war gestern abend bei uns. So habe ich Sie ausfindig gemacht!« »Was sagen Sie?« »Ich sage, dass Helmsley Ihre Karte und Adresse in seiner Tasche hatte. Sie waren ja verpflichtet, Ihre Adresse anzugeben, als Sie jene Angelegenheit mit dem Armband aufzuklären hatten! Sie grausamer, grausamer Mann, was habe ich getan, solch ein Schreiben zu verdienen, wie Sie mir es diesen Morgen sandten?« »Tun Sie, was das Schreiben Ihnen sagt!« »Tun, was es mir sagt? Hat man jemals einen Mann aus einem Irrenhaus so reden hören? Ja! Sie wollen nicht einmal Ihren eigenen gottlosen Betrug ausführen? Sie sind nicht einmal zu Bett gegangen?« Da wurden die Stimmen weniger zornig, und wir hörten das Folgende nicht. Bald brach die Dame wieder los, ihn diesmal kläglich bittend. »O Marney, richten Sie mich nicht zugrunde! Hat irgendjemand Sie beleidigt? Ist etwas, was Sie geändert haben wollen? Verlangen Sie mehr Geld? Es ist zu grausam, mich in dieser Weise zu behandeln - es ist's wirklich!« Er gab irgendeine Antwort, welche wir nicht imstande waren zu hören; wir konnten nur vermuten, dass er ihre Gemütsstimmung wieder umgewandelt hatte. Sie wurde lauter wie vorher.

»Ich habe gebettelt und gebeten - und Sie sind so hart wie Eisen. Ich habe Ihnen vom Fürsten gesagt - und auch das hat keine Wirkung auf Sie gehabt. Ich bin jetzt fertig. Wir wollen sehen, was der Doktor sagt.« Er wurde jetzt auch zornig, wir hörten ihn wieder.

»Ich will den Doktor nicht sehen!« »Sie weigern sich, den Doktor zu sehen! Ich werde Ihre Weigerung bekannt machen - und wenn es ein Gesetz in England gibt, werden Sie es fühlen!«

Ihre Stimmen wurden wieder leiser, irgendeine neue Wendung schien in der Unterhaltung eingetreten zu sein.

Wir hörten die Dame wieder, diesmal lauter und fröhlich. »Wie lieb von Ihnen! Nicht wahr, Sie betrachten es im rechten Lichte? Und Sie haben die alten Zeiten nicht vergessen? Sie sind derselbe, teure, ehrenwerte, gutherzige Geselle, der Sie immer waren!« Ich hielt Felicia fest und legte meine Hand auf ihren Mund. Man hörte einen Schall im Nebenzimmer, welcher - ich bin nicht sicher - der Schall eines Kusses gewesen sein mag. Im nächsten Augenblick hörten wir die Tür des Zimmers aufschließen. Dann wurde die Haustür geöffnet, und das Geräusch sich entfernender Wagenräder folgte. Wir begegneten ihm im Korridor, als er wieder ins Haus zurückgetreten war.

Meine Tochter schritt auf ihn zu, blass und entschlossen. »Ich bestehe darauf zu wissen, wer jene Frau ist und was sie hier will?« Dies waren ihre ersten Worte. Er sah sie an, wie jemand, der in der äußersten Bestürzung ist. »Warte bis heute abend, ich bin nicht imstande, jetzt mit dir zu sprechen!« Damit ergriff er seinen Hut von dem Tisch im Hausflur und stürzte hinaus. Es sind wenig mehr als drei Wochen, seitdem sie von ihrer glücklichen Hochzeitsreise nach London zurückgekehrt sind, und nun ist es so weit gekommen!«

Die Uhr schlug gerade sieben, als ein Brief an meine Tochter von einem Boten abgegeben wurde. Ich hatte sie, die arme Seele, überredet, sich in ihrem Zimmer niederzulegen. Gott gebe es, dass der Brief ihr Mitteilung von ihrem Gemahl bringen möchte! Ich freue mich in der Hoffnung, gute Neuigkeiten zu hören.

Mein Gemüt ist nicht lange in Ungewissheit gehalten.

Felicias Kammerfrau brachte mir ein Blättchen Papier mit folgenden Zeilen in der Handschrift meiner Tochter:

»Teuerster Vater, erleichtere dein Herz. Alles ist aufgeklärt. Ich kann mich nicht getrauen, mit dir heute abend darüber zu sprechen - und er wünscht auch nicht, dass ich es tue. Warte nur bis morgen, und du sollst alles wissen. Er wird gegen elf Uhr zurück sein. Bitte nicht auf ihn zu warten - er wird gleich zu mir kommen.«

13. September. Die Schuppen sind mir von den Augen gefallen; das Licht ist mir endlich aufgegangen. Meine Verwirrung ist nicht in Worten auszusprechen - ich bin wie einer im Traum.

Ehe ich am Morgen mein Zimmer verließ, wurde ich durch den Empfang einer an mich gerichteten Depesche erschreckt. Es war überhaupt die erste, welche ich je erhalten hatte. Ich zitterte bei dem Gedanken an irgendein neues Missgeschick, als ich den Umschlag öffnete. Schwester Judith war von allen Leuten in der Welt die Person, welche die Depesche sandte! Niemals vorher hatte mich diese tolle Verwandte so wie jetzt verwirrt.

Hier ihre Botschaft: »Du kannst nicht zurückkommen. Ein Baumeister von Edinburgh will unbedingt die Kirche und das Pfarrhaus ausbessern. Der Mann wartet nur auf die gesetzliche Ermächtigung, um anzufangen. Das Geld dafür ist da, aber wer hat es aufgetrieben? Der Herr Baumeister darf es nicht sagen. Wir leben in schrecklichen Zeiten. Wie geht es Felicia?«

Da ich natürlich schloss, das Judiths Geist gestört sein müsse, ging ich ins Erdgeschoss und traf meinen Schwiegersohn zum ersten Mal seit den Vorfällen von gestern bei dem hier im Hause gewöhnlichen Spät-Frühstück.

Er wartete auf mich, Felicia aber war nicht anwesend.

»Sie frühstückt heute morgen in ihrem Zimmer«, sagte Marmaduke, »und ich will Ihnen die Erklärung geben, welche Ihre Tochter schon befriedigt hat. Wollen Sie sie in großer Länge entgegennehmen oder wollen Sie sie in einem Worte haben?« Es war etwas in seiner Manier, was ich durchaus nicht liebte - er schien mich herauszufordern, und ich sagte steif: »Kürze ist das beste. Ich

will sie in einem Worte haben.« »Hier ist sie also«, antwortete er, »ich bin Barrymore.«

Felicias Nachschrift.

Wenn die letzte Zeile aus dem Tagebuche meines lieben Vaters nicht genug Aufklärung in sich selbst enthält, füge ich einige Sätze aus Marmadukes Brief an mich hinzu, den er die letzte Nacht aus dem Theater sandte.

(NB. Ich lasse die Ausdrücke der Zärtlichkeit aus: sie sind mein Privateigentum.)

»Erinnere Dich genau, wie Dein Vater über Theater und Schauspieler redete, als ich in Cauldkirk war, und wie Du in ehrerbietiger übereinstimmung mit ihm zuhörtest.

Würde er in Deine Heirat eingewilligt haben, wenn er gewusst hätte, dass ich einer von den »deklamierenden Schelmen« sei, verbündet mit den »geschminkten Weibspersonen« der Schauspielhäuser?

Er würde niemals eingewilligt haben, - und Du selbst, mein Liebling, würdest bei dem bloßen Gedanken, einen Schauspieler zu heiraten, gezittert haben.

Bin ich irgendeiner ernsthaften Täuschung schuldig gewesen? Und sind meine Freunde schuldig gewesen, indem sie mir halfen, mein Geheimnis zu bewahren? Meine Geburt, mein Name, meine überlebenden Verwandten, mein vom Vater ererbtes Vermögen - alle diese wichtigen Einzelheiten sind wahrheitsgemäß festgestellt worden. Der Name Barrymore ist nichts als der Name, welchen ich annahm, als ich auf die Bühne ging.

Was das anlangt, was sich seit unserer Rückkehr aus der Schweiz zugetragen hat, so bekenne ich, dass ich Dir mein Geständnis hätte machen müssen. Vergib mir, wenn ich schwächlich zögerte. Ich hatte Dich so lieb und ich misstraute so der puritanischen Überzeugung, welche die Erziehung in Deinem Geiste hat einwurzeln lassen, dass ich es von Tag zu Tag aufschob. O mein Engel...

Ja, ich hielt die Adresse meines neuen Hauses vor allen meinen Freunden geheim, da ich wusste, dass sie mich verraten würden, wenn sie uns Besuche abstatteten. Was meine geheimnisvoll verschlossene Studierstube angeht, so war es der Ort, wo ich meine neue Rolle im geheimen probte. Wenn ich Dich morgens verließ, so war es, um zu den Theaterproben zu gehen. Meine Abwesenheit an den Abenden begann natürlich mit der ersten Aufführung - die Ankunft Deines Vaters setzte mich ernstlich in Verlegenheit.

Als Du darauf bestandest - und damit hattest Du recht - dass ich einige meiner Abende ihm widmete, machtest Du es mir notwendigerweise unmöglich, auf der Bühne aufzutreten. Die einzige Entschuldigung, die ich beim Theater machen konnte, war, dass ich zu krank war, um zu spielen. Es kam mir gewiss der Gedanke, den gordischen Knoten zu zerhauen, indem ich die Wahrheit bekannte. Aber das Entsetzen Deines Vaters, als Du von der Kritik des Stückes durch die Zeitung sprachst, und die Scham und Furcht, die Du über Deine eigene Kühnheit zeigtest, schreckten mich immer wieder ab. Das Eintreffen meiner schriftlichen Entschuldigung im Theater brachte die Directrice desselben in einem Zustande höchster Aufregung mir auf den Hals. Niemand konnte meine Stelle ersetzen; das Haus war ausverkauft, und der Fürst wurde erwartet. Es kam zu einem sogenannten Auftritt zwischen der armen Dame und mir. Ich fühlte, dass ich unrecht hatte. Ich sah, dass die Lage, in welche ich mich unwillkürlich gebracht hatte, meiner unwürdig war, und - ich tat zuletzt dem Theater und dem Publikum gegenüber meine Schuldigkeit.

Was das Armband anlangt, so war ich als ehrenwerter Mann verpflichtet, meinen Namen und meine Adresse anzugeben, ohne welches die Directrice mich nicht entdeckt hätte. Sie, wie jedermann sonst, wussten nur die Adresse meiner Junggesellenwohnung. Wie konntest Du auf die alte Theaterkollegin meiner ersten Bühnentage eifersüchtig sein? Weißt Du doch nicht, dass Du die einzige Frau in der Welt bist...?

Ein letztes Wort über Deinen Vater, und ich bin fertig.

Erinnerst Du Dich, dass ich Euch an dem Telegraphenbureau verließ? Ich musste an einen meiner Freunde, einen Baumeister in Edinburgh, einen Auftrag senden, sofort nach Cauldkirk zu gehen und die Reparaturen auf meine Kosten zu besorgen. Das Theater, meine Teure, verdreifacht mindestens mein väterliches Einkommen, und ich kann es wohl bestreiten. Wird Dein Vater den Achtungstribut für einen schottischen Geistlichen ablehnen, weil er aus der Tasche eines Schauspielers fließt? Du wirst ihm die Frage vorlegen.

Und, sag' einmal, Felicia, willst Du kommen und mich spielen sehen? Ich erwarte nicht, dass Dein Vater das Theater betritt, aber, um ihn weiter mit seinem Schwiegersohne auszusöhnen, darf ich wohl annehmen, dass Du ihn bittest, er möge mich das Stück vorlesen hören.«

Nightons Keive

Eine Wanderung von etwas mehr als einer halben Meile brachte uns zum Eingang eines Tals, das auf beiden Seiten durch hohe, gemächlich abfallende Hügel begrenzt war, mit einem kleinen Bach, der durch deren Mitte lief, welcher von dem Wasserfall gespeist wurde, nach dem wir auf der Suche waren. Wir folgten nun einem Fußweg einige hundert Yards, an einer Mühle vorbei, und als wir das Tal hinaufschauten, sahen wir eine dichte Vegetation, die es bis in die entferntesten Winkel ausfüllte und weder die geringste Spur eines Pfades noch den kleinsten Flecken Boden, ob nah oder fern, übrigließ.

Es schien, als wäre sämtliches Laubwerk, das auf den cornischen Heidemooren wachsen sollte, mutwillig an diesem Platz innerhalb der Grenzen eines cornischen Tals zusammengestopft worden. Gräser, Farne, Sträucher, Büsche und junge Bäume blühten hier miteinander, fest ineinander kreuz und quer verflochten, in siegestrunkener Sicherheit vor jedem Eingriff einer Hippe oder einer Axt. Man gewinnt jeden Schritt seines Weges durch diesen kleinen Wald aus Gestrüpp durch die Arbeit seiner Arme und dem Gewicht

seines Körpers. Sich verwickelnde Zweige und Dornenbüsche drücken gegen einen von vorne und hinten, treffen sich über dem Kopf, schlagen die Kappe ab, klatschen einem ins Gesicht, wickeln sich um die Füße und zerreißen die Hemdärmel; so behindern sie einen in jeder denkbaren Weise und in jeder denkbaren Richtung, als würden sie eine lebende widerstrebende Macht besitzen, die von irgendeinem bösen Geist aus der Sagenwelt ins Leben gerufen wurde, um sterbliche Füße davon abzuhalten, in das Tal einzudringen. Ob man einen Zickzackkurs oder einen geraden Weg einschlägt, ob man nach oben oder unten geht, es ist immer dasselbe – man muß sich seinen Weg durch die Ansammlung von Gebüsch hindurchzwängen, hindurchdrücken und hindurchdrängeln, gerade so, wie man es durch eine Ansammlung von Menschen tun würde – oder man steht still, umgeben von Blättern, wie ein „Jack-in-the-Green“ und wartet auf die sehr geringe Möglichkeit, daß jemand vorbeikommt, um einem herauszuhelfen.

Nachdem wir unseren Weg unaufhörlich durch diese Hindernisse eine volle halbe Stunde lang hindurchkämpften und darauf achteten, unseren einzigen Führer – das Geräusch fließenden Wassers - immer in Hörweite zu behalten, kamen wir endlich zu einer kleinen offenen Stelle im Strauchwerk, überquerten den Bach an dieser Stelle und fanden am entgegengesetzten Ufer einen schwach zu erkennenden Weg, der einmal ein Fußpfad gewesen sein könnte. Wir folgten ihm so gut wir konnten und als wir den steiler werdenden Weg hinaufstiegen, hörten wir bald das Rauschen des Wasserfalls. Aber der Versuch, ihn zu sehen, war kein leichtes Unterfangen. Die Bäume, Sträucher und wilden Gräser wuchsen hier dichter als bisher und dehnten sich in vollkommenen Blätterhimmeln so nah über die ausladenden Ufer des Baches aus, wie wenn sie diese ganz vor Blicken verstecken wollten. Wir hörten das eintönige, ewige Prasseln des Wassers dicht an unseren Ohren und doch versuchten wir vergeblich, nur einen flüchtigen Blick auf den Wasserfall zu erhaschen. Das Mißgeschick führte uns hoch und runter, rundherum, vorwärts und wieder rückwärts durch einen Irrgarten aus überwachsenem Gestrüpp, welches einen australischen Siedler

verwirrt haben könnte; und noch immer hielt sich die Nymphe des Wasserfalls schüchtern vor unseren Augen verborgen. Unsere Ohren sagten uns, daß das unsichtbare Ziel, nach welchem wir suchten, von sehr unbedeutender Höhe war; unsere Geduld verflog; unsere Zeit schwand dahin – kurz, um die Wahrheit zu gestehen, wie ich sie an anderer Stelle auf diesen Seiten gestanden habe, lasse man mich zugeben, daß wir beide in einem vernünftigen Entschluß übereinstimmten, unsere Bequemlichkeit zu Rate zogen, und den Versuch, Nightons Kieve zu entdecken, aufgaben!

Jedoch verschafften uns unsere Wanderungen, obwohl sie nutzlos genug in der einen Richtung waren, diesen ausgleichenden Vorteil in einer anderen; sie führten uns zufällig zu dem genauen Ort der Legende, von der wir wußten, daß sie mit diesem Teil des Tals verbunden war und die uns tatsächlich zuerst dazu bewegt hatte, es zu besuchen.

Wir standen vor den feuchten, verwitterten Steinwänden einer einsamen Hütte, die auf einem Flecken von teilweise lichtem Wald nahe dem Waldrand gebaut war. Lange dunkle Gräser wuchsen um das Innere des zerstörten kleinen Gebäudes herum; in jeder Richtung gedeihten zusehends Fäulnis und Verfall an dem einsamen Ort. Sein Anblick würde die Neugier eher vermindern als sie zu vergößern, außer in Bezug auf die geheimnisvolle Geschichte, die mit ihm verbunden ist und ihm einen Reiz und Zauber gibt, der für diesen Ort außergewöhnlich ist.

Vor vielen Jahren, als dieses trostlose Bauwerk eine hübsche behagliche Hütte war, wurde es von zwei Damen bewohnt, von deren Vorgeschichte und sogar von deren Namen die Leute im Gebiet überhaupt nichts wußten. Eines Tages wurden sie zufällig gefunden, wie sie in ihrer einsamen Behausung lebten, als noch niemand wußte, daß sie sie überhaupt betreten hatten oder daß die Behausung überhaupt existierte. Beide schienen gleich alt zu sein und beide waren unerbittlich schweigsam. Die eine wurde nie ohne die andere gesehen; wenn sie je ihr Haus verließen, verließen sie es nur, um in den am wenigsten besuchten Teilen des Waldes zu

wandern; sie hatten keinen Diener und empfingen nie einen Besucher; keine lebende Seele außer ihnen selbst betrat je die Tür ihrer Hütte. Sie beschafften sich ihr Essen und andere Notwendigkeiten von den Leuten im nächsten Dorf, bezahlten für alles, was sie bekamen, wenn es geliefert wurde, und weder stellten sie noch antworteten sie auf eine einzige unnötige Frage. Ihr Benehmen war sanftmütig, aber ernst und betrübt zugleich. Die Leute, die ihnen ihre Haushaltseinkäufe brachten, fühlten sich in ihrer Gegenwart eingeschüchtert und unbehaglich, ohne zu wissen warum; und waren immer erleichtert, wenn sie ihre Besorgungen abgeliefert hatten und wieder von der Hütte und aus dem Wald gesund zurückgekommen waren.

Allmählich, als Monat um Monat verging, und das Geheimnis, das über dem zurückgezogenen Paar hing, immer noch nicht aufgeklärt war, verbreiteten sich abergläubische Gedanken in der Nachbarschaft. So harmlos das Benehmen der Damen auch immer zu sein schien, war doch etwas so grauenvolles und erschreckendes an der unheimlichen Abgeschlossenheit und der Verschwiegenheit über ihr Leben, daß die Leute begannen, einen undeutlichen Argwohn zu empfinden, entsetzliche erfundene Gerüchte über sie zu flüstern, über alte Geistergeschichten und falsche Anschuldigungen zu tratschen, die nie richtig bis zum Ende durchgesprochen wurden, wann immer die Einwohnerinnen der Hütte erwähnt wurden. Zuletzt wurden sie insgeheim von den skrupellosesten unter den Dorfbewohnern, die heftige Neugier mit einer makabren Tapferkeit und Entschlossenheit ausgestattet hatte, beobachtet. Selbst dieses Verfahren brachte keine wie auch immer gearteten Ergebnisse, aber nährten mehr das Geheimnis als daß diesem der Boden entzogen wurde.

Die erfahrensten Lauscher, die an ihrer Tür gehorcht hatten, brachten trotz ihrer Mühen keine Neuigkeiten. Einige erklärten, daß, wenn sich die Damen miteinander unterhielten, sie mit einer so leisen Stimme sprachen, daß es unmöglich war, ein Wort, das sie sagten, herauszuhören. Andere mit einem fantasievolleren Naturell widersprachen im Gegenteil, daß ihre Stimmen völlig vernehmbar

waren, aber daß die Sprache, die sie sprachen, eine gewisse geheimnisvolle oder teuflische eigene Sprache sei, unverständlich für jeden außer für sie. Ein oder zwei erfahrene und wagemutige Spione hatten es sogar verstanden, sie unbemerkt durch das Fenster zu beobachten; aber hatten nichts Ungewöhnliches gesehen, nichts Übernatürliches – kurz: nichts, außer dem Schauspiel von zwei ruhig und still an ihrem Kamin sitzenden Damen.

So verging die Zeit, bis eines Tages in der Nachbarschaft allgemeine Aufregung ausgelöst wurde durch das Gerücht, daß eine der Damen tot war. Die Dorfältesten begaben sich sofort zu der Hütte, begleitet von einem langen Zug von eifrigen Anhängern; und stellten fest, daß der Bericht wahr gewesen war. Die überlebende Dame saß am Bett ihrer Gefährtin und weinte über dem Leichnam. Sie sprach kein Wort; sie blickte nie zu den Dorfbewohnern auf, als sie eintraten. Frage um Frage wurde an sie gestellt, ohne ihr eine Antwort zu entlocken; freundliche Worte waren nutzlos – sogar Drohungen erwiesen sich als ebenso wirkungslos; die Dame verharrte immer noch weinend über dem Leichnam und sagte immer noch nichts. Allmählich begann ihre unerbittliche Stille, die Besucher der Hütte anzustecken. Einige Momente lang war in dem Zimmer nichts zu hören als das Rauschen des Wasserfalls ganz in der Nähe, und das Singen der Vögel im umgebenden Wald. Bitterlich wie die Dame weinte, beobachtete nun jeder zum ersten Mal, daß sie still weinte, daß sie niemals schluchzte, niemals seufzte unter dem Druck ihres Kummers.

Die abergläubischen Leute begannen sich gegenseitig dazu zu drängen, den Ort zu verlassen. Es wurde beschlossen, daß der Leichnam weggebracht und beerdigt werden sollte; und daß danach ein neuer Versuch unternommen werden sollte, die Überlebende des geheimnisvollen Paares dazu zu bewegen, ihr unerbittliches Schweigen aufzugeben. Es wurde erwartet, daß sie einige Zeichen gemacht haben würde oder einige Worte gesprochen haben würde, als sie den Körper vom Bett nahmen, auf dem er lag; aber sogar dieses Verfahren erzeugte keine sichtbare Wirkung. Als die

Dorfbewohner die Unterkunft mit ihrer toten Bürde verließen, verließ sie der letzte, der hinausging, in ihrer Einsamkeit, noch immer sprachlos, noch immer weinend, wie sie sie zuerst gefunden hatten.

Tage vergingen, und sie sandte keine Nachricht zu irgendjemandem. Wochen verflossen und die Faulenzer, die um die Waldpfade herum warteten, von denen sie wußten, daß sie es gewohnt war, dort mit ihrer Gefährtin spazierenzugehen, sahen sie nie, so geduldig auf sie wartend, wie sie nur konnten. Nachdem sie den Wald heimgesucht hatten, fuhren sie bald damit fort, um die Hütte herumzustreunen und verstohlen in das Fenster zu schauen. Sie sahen sie auf demselben Sessel sitzend, den sie immer eingenommen hatte, mit einem leeren Stuhl ihr gegenüber; ihre Gestalt dahingeschwunden, ihr Gesicht schon blass vom unaufhörlichen Weinen. Es war ein bedrückender Anblick für alle, die ihn erblickten – eine Vorstellung von Kummer und Einsamkeit, die ihre Herzen schwer machte.

Keiner wußte, was zu tun war; die gutherzigsten Leute zögerten, die hartherzigsten Leute scheuten davor zurück, sie zu stören. Während sie noch immer unschlüssig waren, war das Ende nahe. Eines Morgens berichtete ein nach Hause kommendes kleines Mädchen, das durch das Hüttenfenster geschaut hatte, um ihre älteren Geschwister nachzuahmen, daß sie die Dame auf ihrem gewohnten Platz sitzen gesehen hatte, aber daß eine ihrer Hände seltsam über die Armlehne ihres Stuhls hing und daß sie sich nie bewegte, um ihr Taschentuch aufzuheben, das auf dem Boden neben ihr lag. Bei dieser unheilvollen Erzählung beraumten die Dorfbewohner eine Versammlung ein und begaben sich sofort zu der einsamen Hütte im Wald.

Sie klopfen und riefen an der Tür – es wurde ihnen nicht geöffnet. Sie hoben den Riegel und traten ein. Sie saß immer noch in ihrem Stuhl; ihr Kopf ruhte auf einer ihrer Hände; die andere hing herunter, wie das kleine Mädchen erzählt hatte. Auch das Taschentuch lag auf dem Boden und war naß von Tränen. Schief sie? Sie gingen um sie herum, um sie von vorne zu betrachten. Ihre Augen waren weit

offen; ihre herabhängende Hand, fast bis auf die bloßen Knochen abgemagert, war bei Berührung kalt, wie das Wasser des Tals an einem Wintertag. Sie war auf ihrem gewohnten Platz gestorben; geheimnisvoll und einsam war sie gestorben - so wie sie gelebt hatte.

Sie begruben sie, wo sie ihre Gefährtin begraben hatten. Keine Spur der wahren Lebensgeschichte von der einen oder der anderen ist seit dieser Zeit bis heute entdeckt worden.

Dies ist die Geschichte, die für uns mit der Hütte im Tal von Nightons Keive verbunden war. Es mag nur Einbildung sein; aber die fleckigen, nicht mehr überdachten Wände, die feuchten, verklebten Gräser und die Reptilien, die in den Ruinen herumkrabbelten, gaben dem Ort ein finsternes und unheilvolles Aussehen. Auch die Luft schien hier gerade jetzt ungewöhnlich ruhig und schwer zu sein – als der Abend nahe war und die Nebel in den Wald stiegen. Die Schatten der Bäume wurden größer; die rauschende Musik des Wasserfalls wurde trostloser; die völlige Stille aller Dinge um uns herum wurde ermüdend für unsere Ohren. Gehen wir wieder weiter zu einem hellen weiten Ort, wo der Boden uns zurückführt zu freudvolleren Einöden an der Küste.